This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SA 5828.29

Harvard College Library

COLLECTION ON
SOUTH AMERICA

GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
AND
HIRAM BINGHAM, JR.
OF CAMBRIDGE

Allgemeine

Historische Taschenbibliothek

für

Jedermann.

Fünf und zwanzigster Theil.

Brasilien.

Erstes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilscherſche Buchhandlung.
1829.

575

Geschichte von Brasilien.

Von

Dr. Ernst Münch,

Königl. niederländ. Professor an der Hochschule zu Lüttich.

In ~~drei~~ 2 Bändchen.

Erstes Bändchen.

Von den ältesten Zeiten bis zur Ankunft des Königshauses in Brasilien.

Dresden

P. G. Hilscherische Buchhandlung.

1829.

SA 5828.29

A. C. Coolidge
Hiram Bingham Jr

Vorerinnerung.

Die Bearbeitung der Geſchichte von Braſilien haben wir in drei Abtheilungen geliefert. Die erſte ſoll des Landes älteſte Schickſale und die Zeiten der portugieſiſchen Herrſchaft bis zu jener Periode ſchildern, wo das portugieſiſche Königshaus genöthigt worden iſt, die Colonie zum Hauptſtaate zu erheben.

Die zweite begreift die Periode des Aufenthaltes jener Familie in dem lange ſo vernachläſſigten Lande bis zur portugieſiſchen Revolution von 1820, welche zur Rückkehr ſie nöthigte; ferner die Revolution von Braſilien, die Erhebung deſſelben zum conſtitutionellen Kaiſerſtaate, die Trennung von Portu-

gal und die Wirksamkeit der Herrschaft des Dom Pedro bis zu den neuesten Tagen.

Die dritte Abtheilung wird sich mit der Statistik und Topographie des so äußerst merkwürdigen Landes beschäftigen.

Ein Verzeichniß der benutzten Quellen und Materialien zu diesem Werkchen findet man am Ende desselben beigefügt.

Lüttich, im Januar 1829.

Münch.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel. Von dem Lande Braſilien im Allgemeinen. 1

Zweites Kapitel. Die Geſchichte der wilden Stämme und Nationen Braſiliens bis zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Portugieſen. 6

Drittes Kapitel. Die Geſchichte der Entdeckung des Landes Braſilien. 20

Viertes Kapitel. Des Landes Eintheilung in Statthalterſchaften. 25

Fünftes Kapitel. Der Franzoſen Anſiedlung und Schickſale auf dem Feſtlande Braſilien. 35

Sechstes Kapitel. Der Franzoſen vollſtändige Vertreibung aus dem Lande Braſilien. . 39

Siebentes Kapitel. Des Landes Eintheilung in zwei Oberſtatthalterſchaften. 42

Achtes Kapitel. Des Landes Braſilien Schickſale unter ſpaniſchem Joche. 45

Neuntes Kapitel. Der Franzoſen erneuerte Verſuche auf Braſilien. 49

Zehntes Kapitel. Der Holländer Einbruch in Braſilien. 53

Seite

Eilftes Kapitel. Die fernern Begebniſſe in Braſilien zwiſchen Portugieſen und Holländern, bis zur Ankunft des Prinzen Johann Moritz von Oranien. 60

Zwölftes Kapitel. Der Prinz Johann Moritz von Oranien in Braſilien und die Ereigniſſe bis zur portugieſiſchen Thronrevolution. . . 69

Dreizehntes Kapitel. Rückwirkung der Thronrevolution auf Braſilien. — Johann Moritz kehrt nach Europa. — Fortſetzung des Krieges. — Vieira. — Sigismund. — Vertreibung der Holländer 75

Vierzehntes Kapitel. Entdeckungen im Innern des Landes Braſilien. — Die Paulliſten. — Buenno. 84

Fünfzehntes Kapitel. Der Negerſtaat Palmarès und deſſen Schickſal. . . . 87

Sechszehntes Kapitel. Fernere Entdeckungen im Innern von Braſilien. — Buenno der Sohn. — D. Antonio d'Albuquerque. . 92

Siebenzehntes Kapitel. Der Zug von Duguay-Trouin. Eroberung Rio-Janeiro's durch die Franzoſen. 96

Geschichte von Brasilien.

Erstes Kapitel.

Von dem Lande Brasilien im Allgemeinen.

Wir beginnen die gedrängte Darstellung der Schicksale eines Landes, welches der Kultur im eigentlichen Sinne jetzt erst gewonnen worden ist, indem, nach jahrhundertlanger Unterdrückung und beispielloser Vernachlässigung unermeßlicher Hülfsmittel, das Genie eines europäischen Fürsten, aus dem Hause Braganza, ihm politische Selbstständigkeit gab und zu dem erhabenen Gedanken sich steigerte, den vielgetrübten Herrscherfreuden im ererbten Reiche seiner Ahnen freiwillig zu entsagen, um in der neuen Welt Schöpfer einer bessern Ordnung der Dinge zu werden. Viele Keime der Civilisation sind bereits ausgestreut; der Reichthum an Schätzen der Natur und an Quellen der Industrie, welchen das Innere des Landes Brasilien verbirgt und welcher bis jetzt nur zum Theile unverarbeitet da liegt, erwartet zweckmäßigere Benutzung. Eine Menge der verschiedenartigsten Menschenracen und Völkerstämme,

deren Anblick und Zustand zur Zeit noch nicht selten mit Wehmuth oder mit Ekel erfüllt, bilden die Cadres einer eigenthümlichen Entwickelung. Was aus dem Mutterlande, in Folge politischer Stürme dahin ausgewandert, bestimmt den Charakter derselben wenigstens zum Theile. Wir liefern hier in größern Umrissen, nach Berichten der glaubwürdigsten Reisenden und nach den Ergebnissen der gründlichsten Forscher, die Beschreibung von der physischen Lage Brasiliens, von den Nationen die es füllen und von den Verhältnissen seiner mannichfach zusammengesetzten Bevölkerung.

Der Norden weist gleich eine Menge wichtiger Naturverbindungen auf. Der Amazonenfluß, in Peru entspringend, gestattet leichte Schiffahrt bis zu den spanischen Besitzungen. Seine unzähligen Nebenflüsse theilen das Capitanat von Para in vier Bezirke, und werden mit der Zeit wichtige Kanäle für den Handel bilden. In diesem so äußerst fruchtbaren Theile des Landes sind jene Flüsse bisher die einzigen Verbindungsstraßen. Das, was für Menschen eine Arbeit von mehrern Jahrhunderten gewesen wäre, übernahm die Natur selbst, mit zarter Sorgfalt hier in's Werk zu setzen. Das äußerste Ende von Brasilien und die ganze Guiana finden sich durch das wunderbarste Flußsystem vereinigt, welches je noch in der Welt gesehen wurde. Denn der Rio-Negro, welchen man der Masse seiner Gewässer nach, wohl mit dem Amazonenfluß vergleichen könnte, verbindet sich mit dem Orenoko durch den Pemichien und den Classiquiaro. In neuesten Zeiten erst hat man völlige Gewißheit von dem Daseyn dieses Flußlaufes erhalten. Die ungeheuern Vor-

theile daraus für den Handel in der Zukunft springen Jedermann selbst in die Augen.

Die nördlichen Provinzen, welche unmittelbar nach jener von Para kommen, zeigen sich minder von Flüssen bespült, als abwechselnd von fruchtbaren Gefilden und sandigen Wüsten durchschnitten. Die Verbindung der verschiedenen Landschaften und die Bereisung derselben erfahren darum auch weniger Hindernisse. Sie sind der Bevölkerung und der Kultur, mittelst zweckmäßiger Colonien, in hohem Grade fähig. Maranham, Piauhy, Siara, Nord-Riogrande, Parahyba bieten in ihrem Innern mehr oder weniger von jenen noch unbebauten Steppen dar.

Selbst in der fruchtbaren Statthalterschaft von Pernambuco stößt man noch häufig auf ähnliche. Doch entströmen, zum Ersatz und zum Troste, in den Gebirgen von Cavirys die Quellen mehr als eines bedeutenden Flusses. Die Wichtigkeit dieser Ströme verschwindet jedoch vor der Herrlichkeit des majestätischen San-Franzisco, welcher in Minas-Gerans seinen Ursprung nimmt. Die Reisebeschreiber erschöpfen sich in Schilderungen von dem romantischen Laufe desselben und bieten der Phantasie eingeborner Dichter reiche Nahrung. So anziehend er jedoch für die Einbildungskraft ist, so gefahrvoll ist er für den Handel, zumal der vielen Fälle wegen, welche den Lauf der Schiffe unterbrechen und die Reisenden und die Bewohner, wenn sie augenscheinlichem Untergange ja sich nicht preis geben wollen, zu beträchtlichen Umwegen zwingen, welche meist in die Handelsgeschäfte einen kaum zu berechnenden Aufhalt und Schaden, durch Zeit- und Kostenaufwand bringen.

Die Provinz Bahia beſitzt Verbindungen zu Waſſer, welche hinreichend für die Bedürfniſſe des Ackerbaues ſind. Minder jedoch die Pflanzer für den Transport ihrer Waaren. Zum Behufe deſſelben müſſen jene nicht ſelten zu Landwegen ihre Zuflucht nehmen.

Den beiden wichtigſten Städten des Reiches wird die Verbindung zu Waſſer mit dem Innern ſehr durch den Jiquitihnonha erleichtert, welcher zwiſchen Porto-Seguro und Ilheos in den Belmontiſchen Ozean ſich ergießt. Seit kurzer Zeit erſt hat man die wahre Quelle dieſes Stromes aufgefunden, welcher die Erzeugniſſe von Minas-Novas den Häfen von San-Salvador und von Rio-Janeiro zuführt.

Gegen Süden zu, nimmt die Zahl der Flüſſe ab; die Verbindungsſtraßen zu Lande dagegen werden erleichtert. Der Mato-Groſſo gewährt alle Vortheile der Schiffahrt im Innern und man kann getroſt die Hoffnung hegen, daß die Nebenflüſſe des Rio-de la Plata dereinſt mit dem Amazonenſtrom ſich vereinigen werden.

Die Häfen Braſiliens ſind ihrer Größe und Bequemlichkeit willen, allgemein bekannt. Man ſchlägt ſolches als einen bedeutenden Vortheil an, welchen das Land gegen die Republik des Silberfluſſes dadurch behauptet. Aber der Fleiß der Menſchen hat noch viel hier nachzuholen, bis er das Geſchenk der Natur vervollſtändigt hat. Die Küſtenfahrt bedarf einer größern Thätigkeit, der Handel größerer Ausfuhr, als blos der Lebensmittel und Marktwaaren. Wenn in die Pflanzer ein unternehmenderer Geiſt der Induſtrie einſt gekommen, wird die Bewohner des Kaiſerreiches

auch mehr politiſcher Sinn und Liebe zum neuerſtandenen Vaterlande erfüllen.

Nicht gering ſind die Hinderniſſe, welche dem innigern Verkehr unter den verſchiedenen Provinzen die ſchlechte Beſchaffenheit, ja beinahe der gänzliche Abgang eigentlicher Landſtraßen, entgegenſtellt. Die von Salvador und Rio-Janeiro nach Minas-Geraes ſind die bis jetzt bedeutendern. Dennoch laſſen auch ſie faſt gar keine Wagen, ſondern blos Mauleſel zu. Der gleiche Fall iſt bei der Straße von Santo Pablo nach Minas. Mit Bahia kann die Hauptſtadt nur zu Waſſer in Verbindung ſich ſetzen. Zu rüſtigerem Verkehr wäre eine ungemeine Zahl von Brücken nothwendig, zu deren Bau jedoch die dichten und reichen Waldungen Material in Ueberfluß darbieten. Bahia mit Pernambuco iſt bis Maranham durch einen Weg verbunden, aber der Mangel an Saumthieren erzeugt auch hier nicht geringe Schwierigkeiten. Dieſe und ſo viele Hinderniſſe, die der Handel erfährt, haben die Hauptthätigkeit der Braſilianer bisher immer noch auf den Ackerbau hingeworfen. Aber mit Hülfe der Zeit und durch Don Petro's Genie werden auch ſie ſich heben. Inzwiſchen dient das, was die Induſtrie im Innern hemmt, zu Vertheidigung des Landes nach außen.

Zweites Kapitel.

Die Geschichte der wilden Stämme und Nationen Brasiliens bis zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Portugiesen.

Die Ureinwohner Brasiliens haben beinahe dasselbe Loos erlitten, wie die Eingebornen aller übrigen amerikanischen Länder. Wo der verwüstende Fuß des Europäers hintrat, erstarb das Leben; der Fanatismus würgte schonungslos, was die Kriegswuth und die Habsucht übrig gelassen. Der übermüthige Zögling einer halben oder falschverstandenen Civilisation hielt nicht nur durch seine Abstammung von Japhet und durch seine weiße Farbe sich mehr als berechtigt, seine Brüder, welchen die Natur die schwarze, die kupferne, die gelbliche Farbe verliehen, als geborne Leibeigene und Sklaven zu betrachten, sondern es bestärkten ihn auch mönchischer Blutdurst und priesterlicher Uebermuth in dem Wahne, daß die Gottheit Wohlgefallen an der Opferung von Menschenracen trage, deren noch in Kindheit befangener Verstand die schönen, durch Menschensatzungen jedoch so schändlich entstellten und verdunkelten Lehren des Christenthums nicht gleich gehörig zu fassen und zu würdigen wußte. Auch in Brasilien sind die meisten der eingebornen Nationen nach und nach ausgerottet oder

von der eingewanderten Bevölkerung verschlungen worden. Gleichwohl haben viele, der schwächern zumal, welche das Schwert der Sieger aus Verachtung oder Politik geschont; ihr Daseyn bis auf uns gebracht, und geben zum mindesten mehr oder weniger den Maßstab zur Beurtheilung des frühern Zustandes in diesem Lande. Wir führen dieselben, deren Namen kaum in Europa bekannt geworden, nach einander an, und entwerfen, gestützt auf die Berichte mehrerer vorzüglichen Reisebeschreiber, ein gedrängtes Bild von den Ueberbleibseln der uranfänglichen Bevölkerung Brasiliens.

Die Nation der Tupis erscheint als eine der bedeutendern. Sie hatte einst den größten Theil der Küsten von Brasilien und Guiana eingenommen. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit hält man sie für ein aus Paraguay gekommenes Volk. Noch trägt daselbst die ganze Bevölkerung den ursprünglichen Namen, welcher sich blos nach Stämmen mannichfach abänderte. So wie einst der Norden unzählbare Legionen uns sendete, so lieferte der amerikanische Süden ohne Zweifel den Gegenden, die von der Linie sich entfernen, neue Ansiedler. Die Eroberer, nachdem sie die alten Bewohner in das Innere des Landes getrieben, vertheilten sich in Völkerschaften. Unter diesen muß diejenige der Tupinambas als die vorzüglichste angesehen werden.

Man findet nach und nach die nämlichen Sitten und Gebräuche bei der Mehrzahl der Stämme. Bei allen herrscht die Neigung zu nomadischer Lebensart und zu vollkommener Unabhängigkeit vor.

Die Tupis beschäftigten sich mit einer Art

Ackerbau; sie pflanzten Manioc und Kartoffeln, und zwar wurde das Ergebniß nach Familien vertheilt. Der größere oder kleinere Reichthum der Gegend an Wildpret entschied meistens über die Dauer des Aufenthalts. Bei jeder Wanderung wurden die Hütten von einem Orte zum andern getragen; sie waren aus Schilfrohr gebaut und mit Palmblättern überdeckt. Oft vereinigte ein Dach mehrere Familien, ohne daß jedoch vollkommene Gütergemeinschaft statt gefunden hätte. Jeder besaß seine eigene Hängematte, seinen Bogen, seine Pfeile, sein Steinmesser, und mannichfache Zierrath aus Federn. Diese letztern Dinge wurden größtentheils von den, in blinder Unterwürfigkeit gehaltenen Frauen, verfertigt.

Die Hütten der Eingebornen bildeten eine Art von Dörfern. Diese wurden, sobald von irgend einer Seite her Angriffe droheten, mit Pallisaden umgeben. Oft müheten jedoch die Feinde sich nicht lange damit ab, diese Verschanzungen, zu stürmen, sondern sie schleuderten Pfeile mit angezündeter Wolle behängt, in die Wohnungen und das Feuer theilte schnell sich denselben mit. Nur, wenn die Angefallenen scharfgespitzte Pfähle in die Erde steckten und leicht mit Erdreich überdeckten, wurde den Belagerern der Sieg bedeutend erschwert.

Die Tupis erkannten das Daseyn eines höchsten Wesens an, welches mit den Sterblichen in Blitz und Donner rede. Der Anhanga, oder der böse Geist, vertrat bei ihnen die Stelle unseres Teufels. Welche Art Opfer dem guten Wesen gebracht worden, ist zweifelhaft. Die dem bösen Geiste geweihten bestanden in Früchten und in

heißem Waſſer, welches über das Grab der Vorältern geſchüttet wurde. Die Opfer gingen in ausgeſchmückten, größern Hütten vor ſich, welche für Tempel gelten konnten. Die Piaya's, oder Prieſter, waren mit dem noch heut zu Tage bräuchlichen, Maraca verſehen, welches Inſtrument als Zeichen ihrer Würde betrachtet worden iſt. Die Kandidaten zum Prieſteramte hatten, gleich den Kindern der Sonne in Peru, ſchwere Prüfungen auszuſtehen. Dafür entſchädigten ſie ſich durch frommen Betrug und unbedingte Herrſchaft über Gewiſſen und Eigenthum des gläubigen Volkes nicht minder, als ihre Brüder in Europa. Man reichte ihnen eine Art Zehnten. Die Berührung mit dem Maraca flößte eben ſo große Ehrfurcht ein, als der Segen oder der Pantoffelkuß des Biſchofs zu Rom.

Wie im Mittelalter die geiſtlichen Prieſter, ſo flößten auch die der Tupis ihren Landsleuten bei vielen Gelegenheiten, mit Hülfe religiöſer Schauer, Muth und Begeiſterung ein. Die Prieſter lehrten um gute Belohnung, zauberiſche Künſte mannichfacher Art, und wußten, meiſt zu ihren Zwecken, durch Tänze und Räucherungen, die Geiſter, die ſich ihnen anvertraut, zu betäuben und zu ihrem Intereſſe zu verwenden. Der Einfluß, welchen ſie ſolchergeſtalt auf das Volk übten, beſchränkte ſich nicht auf die Geſchäfte des Privatlebens, ſondern dehnte ſich auch auf die Angelegenheiten der Nation aus.

Die politiſche Verfaſſung der Tupis hatte manche auffallende Sonderbarkeiten. An der Spitze der zerſtreuten Hütten, oder jedes betreffenden Dorfes, wenn man die Geſammtheit dieſer wan-

dernden Wohnungen so nennen will, stand ein Oberhaupt, meist aus den Aeltesten des Volkes gewählt. Seine Gewalt war jedoch nicht, wie bei so vielen andern patriarchalisch verwalteten Nationen, unbedingt, sondern äußerst beschränkt. Sein Einfluß war mehr der eines Rathgebers, als derjenige eines Gebieters. Es ist eine baare Lüge theokratisirender Alterthümler, welche um Söldlingsgold mit stets erneuerter Bereitwilligkeit die Eisen ihrer Mitbrüder schmieden helfen, daß der ursprüngliche Zustand jedes Volkes den Despotismus in sich trage.

Alle laufenden Geschäfte, welche die Wohlfahrt der Nation betrafen, wurden in einer Versammlung von Häuptlingen entschieden, welche sämmtlich dem Kriegerstande angehörten. Natürlich herrschte jener Theil, welcher Alle schützte, über die Nation. Die Aufnahme in den Stand der Krieger war übrigens mit gefahrvollen Proben verknüpft, ob sie gleich an Mühsal jenen der Kandidaten des Priesterstandes nicht gleich kamen.

Die Krieger behaupteten das Recht, den Anführer sich selbst zu wählen. Die meisten Ansprüche hiezu gaben der von den Bewerbern in frühern Kämpfen bewiesene Muth und der größere Grad von Gewandtheit. Mit jedem Feldzug endigte das Amt des Feldherrn. Nicht nur in einzelnen kleinen Ueberfällen würgte man sich, sondern es standen oft, wie bei uns civilisirten Nationen, beträchtliche Massen eben so großen gegenüber; Tapferkeit und List wechselten. Die oben angedeuteten Verschanzungsarten gaben Anlaß, daß kleine Belagerungskünste sich entwickelten. Oft wurden, je nachdem der eine oder andere Theil

die meiſte Geſchicklichkeit zeigte, die Belagerer in Belagerte verwandelt und die Werke, die ſie zum Verderben des Feindes angelegt, führten ihr eigenes herbei. Gleichzeitig mit dieſen Landkriegen, wurden oftmals auch Angriffe zur See unternommen. Die Flotte der Tupinambas beſtand in ausgehöhlten Baumſtämmen; oft in einem einzigen Kanot. Natürlicher Weiſe begannen und endigten ſie ſtets nahe am Ufer. Die Dauer der Land- und Seekämpfe war kurz; der Ausgang unentſcheidend. Die nahen Wälder erſetzten jederzeit ſchnell wiederum die erlittenen Verluſte.

Die Tupis opferten, gleich den meiſten amerikaniſchen Völkerſchaften, die gefangenen Feinde den Göttern und den Geiſtern ihrer Väter. Dieſe Letztern ſollten dadurch feierlich geracht werden. Das Menſchenopfer war deshalb mehr eine Art Wiedervergeltung für ähnliches, welches die ſiegreiche Familie oder das ſiegreiche Volk durch die Vorfahrer der Ueberwundenen erlitten hatte, als eine rein-religiöſe Handlung. Die dem Tode Geweihten genoſſen jedoch bis zum letzten Augenblicke alle Ergötzlichkeiten des Lebens. Die Kunſt, noch vor der eigentlichen Hinrichtung, zehnfach und martervoll, und zwar Geiſt und Leib zugleich zu tödten, iſt nur den chriſtlichen und hochverfeinerten Europäern eigen. Die Tupis thaten noch mehr; ſie gaben den Verurtheilten eine der ſchönſten unter ihren Töchtern zur Frau, und verlängerten oft Monate hindurch die Friſt des Sterbens, ſo daß das Opfer, noch einmal ſchwelgend in jeder Süßigkeit des Daſeyns, mit einer Art Begeiſterung ſein tragiſches Schickſal erfüllte,

und daſſelbe oftmals als eine Gunſt der Götter betrachtete *).

Die Ehre, Vollzieher des Spruches an den Gefangenen zu ſeyn, gehörte zu den Auszeichnungen, welche am begierigſten geſucht wurden. Diejenigen Krieger, welche dazu gelangten, pflegten nach geſchehener That, in den Schenkel ſich Einſchnitte zu machen. Dieſe galten in der Folge als Orden, gleich denen, welche oft viele unſerer Krieger erhalten, wenn durch ſie, ihre Tapferkeit und ihre Gewandtheit, eine recht bedeutende Zahl Menſchen, nach Regeln der Kunſt, getödtet oder verſtümmelt worden iſt.

Die Ceremonien, unter welchen die Hinrichtung der Gefangenen bei den Altbraſiliern im Allgemeinen gewöhnlich vor ſich ging, unterſchieden ſich von denen, die bei andern wilden Völkern ſtatt fanden, durch einen mindern Grad von Grauſamkeit. Nachdem man ihnen einfach die Unbilden vorgeworfen, welche ihre Nation derjenigen der Sieger zugefügt und ein ungeheures Freudengeſchrei den beſchloſſenen Akt der Rache verkündigt hatte, endigte ein einziger Keulenſchlag das Leben der Unglücklichen. Oftmals auch nahmen die Häuptlinge ihre Gefangenen, zumal wenn Jugend, Schönheit und Kenntniſſe ſie auszeichneten, an Kindesſtatt an. Noch häufiger verwendete man die, deren Leben geſchont wurde, als Knechte im Hausdienſt. Mit den Niederlaſſungen der Portugieſen traten ſehr viele Veränderungen in dieſem Punkte

*) Man vergleiche mit dieſer Sinn- und Handlungsweiſe dasjenige, was die Inquiſition, die Verfolger der Hugenotten, die Mörder der Albigenſer gethan.

ein. Die Sklaverei mehrte sich und damit auch mehrten sich die Kriege. Die Sitten der Eingebornen wurden wilder, von dem Augenblicke an, wo die Schützlinge der Civilisation mit ihnen in Berührung kamen. Ihre Bekanntschaft brachte der Nationalunabhängigkeit den Untergang, die Stämme kamen unter einander in immer mörderischern Kampf, welcher blos zum Vortheil der Europäer endigte; viele derselben wurden als Sklaven hin und her verkauft; die Mehrzahl nach und nach ausgerottet; dies geschah in folgender Zeitordnung.

Die Tapuyas zuerst sahen sich genöthigt, allenthalben ihre alten Wohnsitze an den Küsten zu verlassen und im Innern des Landes eine Zuflucht zu suchen. Die Portugiesen folgten ihnen auch dahin. Die Bedrängten hatten fortan blos zwischen Sieg, Tod oder Knechtschaft zu wählen. Da sie auf verschiedenen Punkten zerstreut sich befanden, so war ihre Bezwingung sehr erleichtert. Wir müssen den Abgang ausführlicherer Nachrichten über dieses Volk sehr bedauern; die wenigen Notizen, welche man von ihm besitzt, erregen großes Interesse. Obgleich den Tupis in vielen Dingen ähnlich und verwandt, unterschieden sich die Tapuyas doch in manchen andern wesentlich von denselben. Dazu gehört besonders die Enthaltung von Menschenopfern.

Die Vertreibung der Tapuyas schien den Uebrigen die Augen über das ihnen Allen bevorstehende Loos geöffnet zu haben. Viele der einzelnen kleinen Stämme verbanden sich fortan zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen den Feind. Allein ihr kindischer Verstand und ihre geringe Erfahrenheit waren leicht zu überlisten. Einzelin-

tereſſen trennten allzufrühe das lockere Bündniß wieder. Sie haßten bald ſich eben ſo unverſöhnlich, als früher gemeinſame Erbitterung ſie gegen die Tapuyas getrieben hatte.

Unter den Nationen, welche den Tapuyas früher gegenüber geſtanden und zu der Verbindung der Tupis gehörten, eine Verbindung, welche den Portugieſen oft unzuberechnenden großen Schaden zugefügt, rechnet man beſonders die bereits oben erwähnten Tupinambas, die Tupinans und die Tupinikinen. Von geringerm Gewichte waren die Tamoyos, die Cahetes, die Amapiras u. A.

Noch finden ſich, ganz in der Nachbarſchaft von dieſen, mehrere Andere, welche weder zu den Tupis, noch zu den Tapuyas zu gehören ſcheinen. Einige halten ſie für die Ueberreſte der allerälteſten Bevölkerung; Andere für Stämme, die aus dem tiefſten Innern gekommen und durch unglückliche Ereigniſſe den Küſten zugetrieben worden. Unter ihnen zeichneten vorzüglich die ſtreitbaren Ubirajaras ſich aus, welche mitten in der heutigen Provinz Bahia lebten und durch Sprache und Sitten von den übrigen wilden Nationen durchaus verſchieden waren.

Aus den Berichten der erſten portugieſiſchen Entdecker und Eroberer kann man zum mindeſten einige Hauptumriſſe des Zuſtandes und der Schickſale der Eingebornen Braſiliens gewinnen, wenn auch, beim Untergange ſo vieler derſelben ſo wie aller Denkmale ihres frühern Daſeyns, an eine eigentliche Geſchichte nicht zu denken iſt.

Die Carijos, ſehr wahrſcheinlich ein Theil der großen Nation der Guaranis in Paraguay,

fielen zuerſt unter das Joch der Europäer, da ihre Vorliebe zum Ackerbau den kriegeriſchen Uebungen ſie entzogen hatte. Ihre Fortſchritte in demſelben machten den neuen Anſiedlern ihren Beſitz äußerſt wichtig. So ſehr jedoch viele Stämme rings um ſie her die Carijos, ſolch ſchneller Ergebung willen verachteten, ſo verbanden ſie ſich doch ſehr bald mit den gehaßten Portugieſen. Der Urſprung einer großen Zahl von Meſtizenfamilien ſoll in dieſe erſte Periode fallen.

Die ganze Küſte von dem Vorgebirge St. Thomas bis Angra-Dos-Reys war im Beſitze der Tamoyas. Sie erlitten zuerſt durch die Guaytakazes blutige Niederlagen und wurden in das Innere des Landes gedrängt; hierauf, nach abermaliger Erſcheinung an den Ufern des Weltmeers, wurden ſie faſt gänzlich durch die Portugieſen vernichtet. Daſſelbe Schickſal ward nicht lange darauf auch ihren Feinden zu Theil. An der äußerſten Spitze der Statthalterſchaft von Rio-Janeiro nur noch findet man wenige Ueberreſte des Volkes der Guaytakazes, wiewohl unter dem Namen der Coroados. Sie allein, unter allen Eingebornen Braſiliens, beſitzen noch Ueberlieferungen und Denkmale, und vielen alten Bräuchen und Sitten ſind ſie von allen am meiſten treu geblieben.

Die Guaynazes bildeten nicht minder eine ſtreitbare Nation, aber immerhin viel zu ſchwach, um ihren alten Feinden und den Europäern zugleich lange widerſtehen zu können. Bald verſchwanden ſie, entweder völlig vernichtet, oder mit andern Stämmen verſchmolzen.

Sehr merkwürdig iſt der Umſtand, daß von

dem zahlreichen und mächtigen Volke der Tupinambas in dem Gebiete von Rio-Janeiro gar keine Spuren mehr übrig geblieben sind. Es drängt sich daher die Vermuthung auf, daß bei der allgemeinen Auswanderung der Nation alle Stämme sich vereinigt haben.

Die Tupinikins und die Tupinaes bildeten wahrscheinlich früher nur eine uns dieselbe Nation. Trotz mancher Irrungen unter sich, und ihrer eigenthümlichen Lage zwischen Rio-Janeiro und Bahia, vereinigte sie dennoch ein gemeinschaftlicher Haß wider die Tupinambas. Bei Ankunft der Portugiesen nahmen die Tupinikins zuerst dieselben gastlich auf, vielleicht in der Hoffnung, durch deren Beistand ihre alten Feinde noch sicherer demüthigen zu können. Bald hatten sie Ursache, ihre Unvorsicht oder ihre Politik zu bereuen. Sie sahen sich gezwungen, die Küsten, welche bis dahin durch reichlichen Fischfang ihnen Nahrung verschafft, zu verlassen und in die Wälder sich zu flüchten. Zu der Bedrängniß durch die Fremden, kam nun auch noch der Schrecken vor den Aymores, einem trotzigen Volke, das bisher im Innern des Landes gehaust. Dieselben zeigten sich gegen Portugiesen und Tupinikins gleich feindselig und die gemeinsame Gefahr bewirkte zwischen den unhöflichen Gästen und den alten Bewohnern des Küstenlandes ein annäherndes Verhältniß, welches den Portugiesen viele wesentliche Vortheile gewährte. Tupinaes und Tupinikins wurden in der Folge durch gleiches Unglück zu Erneuerung des alten Bündnisses unter sich bewogen.

In allem wesentlich verschieden, zeigten sich

die trotzigen Aymores, von den Wilden selbst als Wilde betrachtet. Auch die geringsten Anfänge der Kultur waren und blieben noch lange denselben fremd. Es scheint, daß sie aus den dichtesten Wäldern und aus den dürren Oeden von Pernambuko, Siara und Piauhy gekommen.

Zu ihren Sonderbarkeiten gehörte eine unüberwindliche Scheu vor dem Wasser. Sie aßen das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde, nicht aus Rache, sondern aus Bedürfniß der Nahrung.

Die Nähe der Aymores war für die Pflanzer von Porto Seguro, S. Amoro und Illheos sehr verderblich. Der größte Theil ihrer Sklaven wurde von jenen entführt und aufgezehrt. Ueber dreihundert Portugiesen selbst kamen im Streite mit ihnen um. In der Folge demüthigte man jedoch ihren Trotz, trieb sie in die Wälder zurück und vernichtete sie beinahe gänzlich. Die heutigen Botocoudas, (sich selbst nennen sie Engeráckmung) in den großen Urwildnissen am Doce und Belmonte und vom Flusse St. Matheo hinab, bis an die Seeküste sollen die Ueberreste dieser barbarischen Nation seyn *). Wir werden in einer spätern Stelle unseres Werkchens, in der Schilderung des Landes Brasilien und seiner Bewohner, auf diese Botocoudos noch einmal ausführlich zu sprechen kommen.

Den nämlichen Gegenden zu, zwischen Porto-Seguro und Espirito-Santo, hausten einst auch

*) Auf der Karte des Engländers Mawe ist ihr Land im Allgemeinen als die Heimath der Anthropophagen-Indier bezeichnet. Prinz Max von Neuwied Reise n. Br. II. 1.

die Papanazes. Sie wurden, nicht durch die Europäer, sondern durch ihre eigenen Landsleute, die Tupinikins und die Guaytakazes, auf das fürchterlichste heimgesucht und in das Innere des Landes gedrängt. Man glaubt, daß noch Abkömmlinge dieses Stammes, wiewohl unter anderm Namen, in Brasilien vorhanden sind.

Wir kehren jedoch nunmehr zu dem wichtigsten Volke unter den Eingebornen Brasiliens, nämlich zu den Tupinambas, zurück. Die Bucht von San-Salvador gehörte ihnen größtentheils eigen. Sie zeigten, mehr als ihre übrigen Brüder, Anlagen zur Kultur. Aber ein furchtbarer Rachekrieg, welcher alle Stämme, über die Entführung einer Jungfrau aus dem einen derselben, unversöhnlich entzweite und alle frühern Verhältnisse zerriß, machte den schönen Hoffnungen ein Ende. Die Kräfte des Volkes wurden sofort unnütz versplittert und den Fremden die Unternehmungen auf das gemeinschaftliche Vaterland dadurch sehr erleichtert. Vergebens boten sie diesen muthvollen Widerstand; ihre rohe Tapferkeit unterlag dem Genie der Europäer. Nachmals ergriffen sie nicht selten in den Kriegen derselben Partie, bis sie plötzlich von dem alten Schauplatz ihrer Thätigkeit verschwanden und nach den Wildnissen des Nordens, welche größere Sicherheit verhießen, in Masse auswanderten. Es ist schwer, heut zu Tage die Spur dieser Nation wieder zu erkennen. Dürfen wir jedoch den Geschichtschreibern glauben, so finden sich noch Abkömmlinge der Tupinambas in der Statthalterschaft Bahia vor, und auch in Peru sollen sich, in Folge einer abermaligen Trennung in Nord-

Brasilien, einzelne Stämme oder Abtheilungen von solchen, niedergelassen haben.

Wir erwähnen hier ferner noch der Amapiras, welche jenseits San Fernando getroffen wurden, gleichfalls Abkömmlinge der Tupis, jedoch getrennt von ihnen seit den Tapuyaskämpfen. Ebenso der Ubirajaras, ihrer geschwornen Feinde, einer höchst barbarischen und unbändigen Nation, welche wahrscheinlich durch das Schwert der Portugiesen gänzlich vertilgt worden ist. Ferner der Cahetes, eines grausamen und allverhaßten Menschenschlages, in der jetzigen Provinz Pernambuko, zwischen dem San Francisco und dem Rio-Parahyba gelagert. Sie waren mit den Tupinambas in unversöhnliche Kriege verwickelt, erlagen aber zuletzt der vereinigten Macht dieser, der Tupinaes und der Tapuyas. Nur wenige Haufen retteten sich in die Gebirge von Aquesiba.

Den Schluß mögen die Pitiguares machen. Dieselben, anfänglich zwischen dem Rio-Grande und Parahyba eingehaust, sodann bis zum Amazonenflusse sich ausbreitend, hielten, als Europäer in Brasilien erschienen, mit besonderer Vorliebe die Partei der Franzosen und unterstützten sie kräftig auf allen ihren Zügen.

Von vielen andern kleinen Nationen und Stämmen, welche entlang der Küsten einst gewohnet, schweigen wir. Ihr Namensverzeichniß hat weder für die Geschichte der Menschheit, noch für die Kenntniß der Schicksale des Landes, mit dem wir uns beschäftigen, besondern Werth. Vielmehr eilen wir jetzt, die merkwürdigen Ereignisse zu schildern, welche die erste Entdeckung und Besitznahme Brasiliens durch die Europäer begleitet haben.

Drittes Kapitel.

Die Geschichte der Entdeckung des Landes Brasilien.

Die glücklichen Ergebnisse der Entdeckungsfahrten Vasco da Gama's in Ostindien hatten in allen Portugiesen ein edles Feuer der Nacheiferung entzündet. Die Nation, ihrer Kräfte bewußt und an vielen ausgezeichneten Männern reich, sehnte sich nach neuen Entdeckungen und Eroberungen. Viele Seefahrer, Glücksritter sowohl als gediegene und besonnene Köpfe, boten dem Hofe ihre besten Dienste an. Der König Dom Manoel I. gab dem Impulse dieser Nationalbegeisterung auch diesmal nach und rüstete abermals eine Flotte aus. Der erfahrne Seemann, D. Petro Alvarez de Cabral, durch vielfache Verdienste die er in Ostindien bereits sich erworben, zu hohem Vertrauen berechtigt, ward an die Spitze des Unternehmens gestellt und lichtete im Jahr 1500 die Anker.

Die Küsten von Afrika mußten diesmal vermieden werden; darum suchte er das Weite. Die widrigen Winde zwangen ihn, eine dem ursprünglichen Plan entgegengesetzte Richtung zu nehmen und er sah sich plötzlich auf die Küste des mittäglichen Amerika verschlagen.

Es kann nicht geläugnet werden, daß ſchon etwas früher Colon's treuloſer Gefährte Pinzon dieſelbe geſehen hat. Doch beſchränkte ſich die ganze Thätigkeit deſſelben auf einiges Kreuzen in der Mündung des Amazonenfluſſes; er kam nicht über den Maragnon, erfüllt von der falſchen Vorausſetzung Columb's, die auch andere Seefahrer getäuſcht, daß die entdeckten Länder nichts anders denn Theile des großen indiſchen Feſtlandes ſeyen, und die Fahrt war durchaus von keinem Reſultate begleitet geweſen.

Alvarez Cabral gab dem von ihm entdeckten Berglande den Namen Monte-Pascoal, da gerade die Entdeckung in die heilige Oſterwoche gefallen war; den Reſt des Kontinentes aber nannte er Vera Cruz.

Das Betragen der Portugieſen gegen die Eingebornen, welche mit neugierigem Erſtaunen um die fremden Gäſte ſich herdrängten, war von demjenigen der Spanier auf den meiſten Punkten ihrer Entdeckungen ſehr verſchieden. Es erweckte Zutrauen, die Eingebornen nahmen freundlich ſie in ihre Hütten auf und waren entzückt über die kleinen Geſchenke die ſie erhielten, wiewohl der Reiz der Neuheit gar bald wieder nachließ.

Was die Aufmerkſamkeit der Wilden am meiſten erregte, war der wunderbare Gebrauch, den die Ankömmlinge von dem Eiſen zu machen wußten. Mit Erſtaunen ſahen ſie, mit welcher Leichtigkeit den Streichen der Axt der Baum erlag, aus welchem das Symbol der chriſtlichen Religion, das Kreuz, gezimmert wurde. Die Unglücklichen ahneten nicht, wie bald an daſſelbe ihre altererbte Freiheit geſchlagen werden würde.

Manche der religiösen Ceremonien, unter welchen die Indianer — so hieß man damals auch die Bewohner Brasiliens — ihre Götter verehrten, hatten große Aehnlichkeit mit den christlichen, welche in der That nicht selten das Gepräge des Heidenthums trugen. Darum glaubten die Entdecker, mit leichter Mühe die Barbaren für den christlichen Glauben zu gewinnen. Allein, wie wir bald Gelegenheit finden werden, zu zeigen, sie täuschten sich hierin gewaltig; der grobe Egoismus der Europäer zerstörte allzubald die Täuschung der Naturſöhne über die Vortrefflichkeit der fremden Männer und flößte ihnen dadurch Abscheu und Verachtung auch gegen die Götter derselben ein.

Längere Zeit blieb Jenen unbewußt, welcher Art Schätze das neuentdeckte Land in sich verschlöſſe; und Verbrecher, die man hierum begnadigte, wurden in das Innere entsandt, genaue Nachforschungen deshalb anzustellen. Den Rath einiger Portugiesen, Eingeborne einzeln aufzugreifen und ihrem Vaterlande entführt, nach Europa als Zeugen und Trophäen der geschehenen Entdeckung zu schicken, verwarf der edler gesinnte Cabral, als unmenschlich und unchristlich. Heil den Brasilianern, wenn solche Grundsätze immerfort siegreich sich erhalten hätten!

Kaum war jedoch das Schiff, welches die Nachricht von den wichtigen Ergebnissen der Entdeckungsfahrt nach Lisboa überbringen sollte, den Uebrigen aus dem Gesichte, als einer der Hauptleute Cabrals, Gaspard de Lemos, der zum Befehlshaber jenes Fahrzeuges ernannt worden war, gegen das ausdrückliche Verbot des Admi-

rals, zweier Eingebornen ſich bemächtigte und ſie auf das Schiff ſchleppen ließ, um damit vor dem Hofe groß zu thun; der Anblick dieſer Indianer machte in Vielen die Begierde nach ähnlichen Unternehmen, wie das des Cabral, noch mehr als zuvor rege und Projekte wurden auf Projekte geſchmiedet. Der Mann ſelbſt, welcher die Mühen des Tages getragen, ärndtete am wenigſten den Dank davon. Abenteurer, wie Nicolas Conlho, und Großſprecher, wie Amerigo Veſpucci, machten ſich bald darauf ſeine Verdienſte zu Nutzen und es gehört ſelbſt in neueſter Zeit zum Tone des Tages, dem genialen Deutſchen Martin Behaim, welcher auf alle dieſe Entdeckungsreiſen den größten Einfluß geübt, ja welcher ſelbſt die allererſte unternommen haben ſoll, völlig in den Hintergrund zu ſtellen *). Amerigo Veſpucci's und ſeiner Thätigkeit, wie ſeines Unverdienſtes, iſt bereits in der Geſchichte von Portugal erwähnt worden. Wir bemerken alſo hier nur um des Zuſammenhanges willen, daß er auf ſeiner zweiten Reiſe (1502) die erſte Niederlaſſung auf dem neu entdeckten Feſtlande, nämlich in der Bucht Allerheiligen, gegründet.

Bahia und die ganze Küſte hinunterwärts bis zur magellaniſchen Meerenge ward durch Chriſtoval Jacques aufgefunden. Auf vielen einzelnen Punkten des Landes nahm er Beſitz von demſelben und pflanzte die Fahne ſeines

*) Der Verfaſſer wird es ſich zur Pflicht machen, in einer beſondern Abhandlung dereinſt die Verdienſte des Martin Behaim auseinander zu ſetzen, und alles, was auf ihn Bezug hat, zu ſammeln.

Monarchen auf. Die Gründung der Colonie Porto-Seguro, in dem Gebiete von Vera Cruz, ist ebenfalls sein Werk.

Bald reizte nun die Kunde von Schätzen, die das Land in sich verschließen sollte, deren Spur jedoch erst später aufgefunden wurde, die Neugierde vieler Abenteurer. Das wichtige Farbholz, so man in der einen Abtheilung entdeckte, zog die thätigste Aufmerksamkeit der Handelswelt dahin. Jene Gebietsabtheilung erhielt von dem wichtigen Funde den Namen *), und er wurde nachmals auf das gesammte Land ausgedehnt. Das brasilische Farbholz blieb lange Zeit der einzige wesentliche Gewinn der neuen Entdeckung.

Während den Jahren 1502—1516 hatten mancherlei Colonisationsversuche und Landungen statt, welche besonders von Ostindien aus unternommen wurden. Nicht immer segnete jedoch dieselben ein glücklicher Erfolg. Nicht selten kamen sie durch die Waffen der Eingebornen, noch öfter durch Mangel an Lebensmitteln, um. Die allzu eilfertig und leichtsinnig angelegten Niederlassungen wußten, auf dem ungeheuern Gebiete allzu sehr von einander entfernt, wechselseitig nichts von sich. Nur die Fahrten des Castilianers Solis, welcher bis in die Bai von Ganabara (Rio-Janeiro) vorgedrungen, die des berühmten Fernandez Magalhaens, von der irgendwo anders die Rede seyn wird, und die des Diego Garcia (1526) zeichneten sich unter den vielen frucht- und ruhmlosen aus.

*) Vergl. darüber die Statistik Brasiliens, als letzte Abtheilung dieses Werkchens.

Viertes Kapitel.

Des Landes Eintheilung in Statthalterschaften.

Der hohe Werth des entdeckten Landes, in Bezug auf die aus ihm zu gewinnenden Naturprodukte und Schätze jeder Art, fiel bald in die Augen. Was das immer nur nach neuen Eroberungen sich sehnende Genie Dom Manoels zu gründen vergessen hatte, suchte der sorgliche Fleiß Dom Joãos III. ins Werk zu setzen. Die erste Art der Verwaltung des Landes zeugte aber nicht von geläuterten Grundsätzen politischer Oekonomie. Das Land wurde in neun erbliche Statthalterschaften eingetheilt. Ein strenges Feudalsystem, mit dem Geiste der Eingebornen im feindseligsten Widerspruch, zerstörte gleich Anfangs einen großen Theil der Hoffnungen, welche man mit Recht von den unversieglichen Quellen dieses Landes für Portugal sich machen durfte.

Jeder der Edlen, welche solchergestalt mit der Regierung des Landes beauftragt worden, hatte zugleich das Recht, vierzig bis funfzig Meilen der Küste entlang, so viel zu erobern, als ihm möglich war, und diejenigen Niederlassungen zu gründen, welche ihm zweckmäßig scheinen mochten. Ihnen stand es zu, Gesetze und Gefreitheiten zu

ertheilen, und, von jeder höhern Gewalt unabhängig, Gesetze und Abgaben aufzuerlegen. Sie besaßen ferner das Recht, so viele Eingeborne, als ihnen genehm, zu Sklaven zu machen. Nur tödten durften sie dieselben nicht.

Die Niederlassung des Dom Martino Alfonso de Souza, dessen Familie in den ostindischen Ereignissen berühmt geworden, war die erste bedeutendere, und zwar im Süden Brasiliens. Die herrliche Bucht von Rio-Janeiro hatte er nur berührt, um ihr einen Namen zu geben (1532). Nach verschiedenen Kämpfen mit den Wilden, welche Landung sowohl, als Colonisation ihm streitig gemacht, und mit dem Beistande eines entschlossenen Portugiesen, Ramalho, der durch Schiffbruch zu den Carijos verschlagen worden und durch seine Persönlichkeit unter denselben zu Ansehen gekommen war, gelang ihm von der St. Vincent Besitz zu nehmen und eine Niederlassung zu bewerkstelligen. Der verhängnißreiche Anbau des Zuckerrohrs wurde in dem Lande Brasilien durch ihn begonnen. An seinen Namen knüpfen sich daher alle Erinnerungen commerzieller Vortheile seiner Nation und alle Flüche einer zu harter Dienstbarkeit verurtheilten Menschenrasse.

Nach seiner Rückkehr gen Lisboa erhielt Souza den Titel eines Admirals von Indien und viele andere Auszeichnungen und Vollmachten (1534).

Minder glücklich war sein Bruder, Dom Lopez de Souza, welcher zu Santo Amaro, in der Nähe von San Vincente sich niedergelassen. Nach mehrern heißen Gefechten mit den Eingebornen, kam er in der Mündung des Rio

de la Plata durch Schiffbruch um. Seine Colonie gerieth in die Hände Anderer.

Die nächsten Jahre gingen ohne besonders wichtige Ereignisse vorüber. Die Geschichte der meisten übrigen Pflanzungen weist blos das traurige Bild von Unterdrückung und Vernichtung der Eingebornen auf. Unter denen, welche am meisten sich nach den Brüdern Souza's ausgezeichnet, führen wir Goes, Freund des Lopez, Coutinho, Martin Ferreira, Figuerero Correa und Duarte Coelho Pereyra an.

Die beiden Erstern gründeten die Capitanerie Parahyba; jedoch wurde solche bald wiederum aufgegeben. Mit mehr Erfolg behauptete sich in Espirito-Santo der tüchtige Coutinho. Er suchte die Tupiniking mehr durch Kultur, als durch Waffen, zu besiegen und an das Interesse der Portugiesen zu fesseln. Seine Anstrengungen wurden theilweise reichlich belohnt. Die Zuckersiedereien von Porto-Seguro, für die Industrie des Mutterlandes bald darauf ein wichtiger Artikel, verdankten ihm allein ihren Ursprung.

Dom Correa, mit Hülfe des Romerra, nahm von dem Gebiete Besitz, welches die heutige Capitanerie dos Ilheos bildet. Längere Zeit blieb die herrliche Bucht San Salvador, bewohnt von Tupinambas, ohne Bebauer, und Pernambuk, wahrscheinlich seines günstigern Klimas willen, wurde vorgezogen.

Dom Coello Pereyra, welcher damit belehnt worden, zeichnete sich durch mancherlei verständige Maßregeln in der Verwaltung des Landes aus. Er hatte nicht nur gegen feindselige Stämme unter den Eingebornen, sondern auch

gegen Angriffe der Franzoſen zu kämpfen. Durch kluge Verbindungen mit andern wilden Nationen gelang es ihm die Colonie ſicher zu ſtellen. Die Stadt Olinda erhielt durch ihn ihren Urſprung. Eben ſo nahm, durch ſeine Veranſtaltung, die Ausfuhr mit den Farbehölzern ihren Anfang, ein Artikel, welcher der europäiſchen Handelswelt ſo unentbehrlich geworden iſt, und den portugieſiſchen Coloniſten unermeßliche Schätze gebracht hat.

Das Wachsthum der neuen Anſiedlungen, ward nicht nur durch die Habſucht und den abenteuernden Hang der Europäer, ſondern auch durch ihren Fanatismus bedeutend gefördert. Eine große Menge Juden, welche die für Portugal ſo überaus unklugen Verfolgungsedikte Don Joäo's und des Glaubensgerichtes aus dem bisherigen Vaterlande getrieben, flüchteten ſich nach dem neuentdeckten Feſtlande von Amerika. Mit weniger Habe aber andauerndem Fleiß beſiegten ſie bald die Hinderniſſe des tropiſchen Klimas, und die Civiliſation Braſiliens verdankt vorzüglich dieſer Klaſſe von Eingewanderten ſehr viel.

Ein durch Schiffbruch an die Küſte von Salvador verſchlagener Jüngling, Don Alvarez Correa, unternahm es, die Tubinambas mit den Sitten und Künſten ſeiner Heimath vertraut zu machen. Sein einnehmendes Weſen hatte ihm die Liebe der Tochter eines Häuptlings gewonnen. Durch ſie kam er zu Einfluß und endlich zur Herrſchaft über die Nation. Er regierte ſie mild und weiſe. Allein ſo etwas vertrug ſich mit dem kriegsknechtiſch-mönchiſchen Geiſte ſeiner Zeit und ſeiner Heimathgenoſſen nicht. Es erging ihm beinahe wie Balboa in Darien. Ein anderer por-

tugieſiſcher Edler, Franciſco Pereyra Coutinho, langte an, mit großen Vollmachten des Königs und mit der Beſtallung als Statthalter über alles Land zwiſchen der Spitze San Antonio und San Franciſco.

Dieſer ließ den Correa verhaften *). Seine Soldaten mishandelten ungeſtraft das Volk und empörten allenthalben die Gemüther. Der Gedanke des Widerſtandes wurde rege, beſonders angefacht durch die glühende Beredtſamkeit Paragouaſſou's, der Gattin Correa's, welche ihren Gemahl zu befreien eilte. Das Joch des Statthalters wurde abgeſchüttelt. Kaum fand er auf Dos Ilheos eine Zuflucht vor der Eingebornen rächeriſchen Pfeilen. Alvarez ſchleppte er übrigens, immer noch gefangen, mit ſich fort.

Bereits hatte jedoch die ſüße Angewöhnung der Knechtſchaft einen Theil der Tupinambas angeſteckt und war ihnen lieber geworden, denn die altererbte allzureizloſe Freiheit ihrer Väter. Dieſe

*) Gewöhnlich bringt man, ſobald von ſchneidendem Undanke des Staates gegen ausgezeichnete Männer die Rede iſt, den Republikanismus, als vorzüglich damit befleckt, zur Warnung hervor. Man vergleiche aber einmal was, wir wollen eine Menge alter und neuer Beiſpiele unberührt laſſen, nur einmal im Mittelalter der neuern und neueſten Zeit das Benehmen der ſpaniſch-portugieſiſchen Könige gegen ihre größten Helden, vom Cid und den Entdeckern der neuen Welt, bis zu Palafox, dem Vertheidiger von Saragoſſa, dem unparabel erklärten Palafox, mit dem, was die Schweiz, die Hanſe und die vereinigten Niederlande ihren großen Männern gethan. Anmerkung eines gebornen Republikaners.

Faktion verschwör sich insgeheim und rief den vertriebenen Coutinho zurück.

Er eilte, ihren Wünschen sich zu fügen; aber ein heftiger Sturm vereitelte die Rückkehr, und der Haß der Mehrzahl des Volkes vereinigte sich schnell mit den Elementen, des Drängers für immer sich zu entledigen. Auf die Insel Itaparica geworfen, fiel er den wüthenden Horden, welche auf ihn lauerten, in die Hände und wurde mit all' seinem Volke erschlagen. Der edle Alvarez allein entging dem allgemeinen Blutbad und ward von den Eingebornen aufs neue mit Jubel aufgenommen.

Als die Kunde von dem Geschick Coutinhos nach Europa gekommen, überdachte der König Dom João die hohe Wichtigkeit der Capitanerie San Salvador mehr, als' zuvor. Er beschloß hier eine Hauptniederlage gründen zu lassen und durch Erbauung einer Stadt den verschiedenen Pflanzungen in Brasilien einen Stütz- und Mittelpunkt zu geben. Dem zufolge ward eine neue Flotte ausgerüstet und theils mit freiwilligem Kriegs- und Seevolk, theils mit Verbrechern, denen man hiedurch Gnade angedieh, bemannt. Verschiedene, adeliche sowohl als bürgerliche, Familien, welche ihr Glück zu gründen oder das Verlorne herzustellen gedachten, nahmen Theil an der Fahrt. Dom Thomé de Souza erhielt, als künftiger General-Gouverneur den Oberbefehl. Diesem sollten fortan nicht nur die oberwähnte, sondern auch alle übrigen Landschaften unterthan seyn. Die übertriebenen Vorrechte der Sennors und Pflanzer wurden, durch einen weisen Rathschlag des Königs, theils aufgehoben, theils be-

schränkt. Damit hoffte man den Colonial-Anstrengungen mehr Einheit und Bestand und gegen den Uebermuth und die Unvorsicht einzelner Befehlshaber vorkehrende Maßregeln gegeben zu haben.

Der Erfolg entsprach den Erwartungen. Der neue Statthalter, verständiger und besonnener als sein Vorgänger, setzte sich mit Alvarez, der noch unter den Tupinambas verweilte, in freundschaftliches Einverständniß. Dasselbe war für die Colonisten von größter Wichtigkeit, weil dadurch die bereits aufs äußerste erbitterten Gemüther der Eingebornen wieder besänftigt wurden.

Bald wurde nun der Grund zur besprochenen Stadt gelegt, jedoch nicht in der glücklichsten Lage und ohne Plan und Einsicht. Einige Meilen weiter in die Bucht hinein, und alles würde ein besseres Ansehen gewonnen haben. Souza's Eifer und Alvarez's Patriotismus besiegten, so viel möglich, alle Schwierigkeiten und die arglosen Tupinambas unterstützten auf jegliche Weise das Unternehmen der fremden Gäste, nicht ahnend, daß sie an der Zwing arbeiteten, daraus ihre Tyrannen und Mörder einst hervorgehen sollten.

Das gute Vernehmen zwischen Europäern und Eingebornen wurde zuerst durch den unvorsichtigen Streit eines Portugiesen mit einem Tupinambas gestört. Der Erstere fiel, getödtet. Der Stamm, zu dem er gehörte, erschrack dieser That und lieferte den Mörder aus. Aber von nun an herrschte zwischen beiden Theilen großes Mistrauen. Die Mehrzahl der Portugiesen wünschte sich wohl gar mehrere solcher Anlässe, um wür-

gend und raubend über die heidnischen Barbaren herfallen zu können (1550).

Zu allem Unglück mußten nun auch Jesuiten sich nähern, indem überall, wo die Fackel des Mordes, der Zwietracht und des Fanatismus loderte, dies Assassinengeschlecht *) der neuern Zeit an der Spitze, oder sonst doch besonders thätig war. Wie in Japan, Indien und China mischten sie sich, mit zudringlichem Bekehrungseifer und zugleich mit feiner Speculation für das Interesse ihres Ordens und der Hierarchie, in das innere Leben des Volkes und gedachten für die alten Götzen ihm ihre Heiligen aufzuzwingen **). Ihre Deklamationen gegen die Menschenopfer, in der ganzen Sache das Beste und das Alleinwohlthätige für die Menschheit, reizten zuerst zum Grimme, besonders nachdem einer der dem Tode geweihten Gefangenen durch sie entführt worden war. Die Tupinambas schworen, die Altäre der

*) Seit der geniale und gelehrte Joseph von Hammer die genaue Uebereinstimmung der Lehre und der Geschichte der Assassinen und der Jesuiten siegreich dargethan hat, ist es erlaubt, obigen Namen in buchstäblich wahrem Sinne, nicht blos als Vergleichungs-Hyperbel, zu gebrauchen. Anmerkung eines aufgeklärten Katholiken.

**) Die Namen der mit Th. de Souza eingeschifften Jünger Loyolas waren: Juan d'Aspicuelcunta, Antonio Pireo, Leonardo Nunez, Diego de St. Jago, Vincenz, Rodriguez, Manoel Nobrega.

Wie soll ich — antwortete ein Eingeborner eines Tages einem der bekehrungssüchtigen Pater — wie soll ich meinen alten Glauben an einen neuen geben, der diejenigen, die ihn bekennen, nicht besser gemacht hat, als ich bin. Clade. I. 89.

Götter und die Geſetze des Landes an den Entweihern derſelben zu rächen.

Leider unterlagen ſie meiſt den gewandtern Künſten der Europäer, und die Jeſuiten, bald als Rächer des erzürnten Chriſtengottes, bald als väterliche Leiter einer verirrten Nation *), ſetzten ihre Bekehrungsgeſchäfte fort und erwarben ſich abwechſelnd bald den Haß, bald die Dankbarkeit derſelben. Immer mehr und mehr in den alterlichen Bräuchen und Sitten beſchränkt, zog die Mehrzahl es vor, neue Einöden aufzuſuchen, um ja nur nicht zur europäiſchen Lebensweiſe gezwungen zu werden. Von dem Reſte, welcher zu letzterer ſich bequemte und in der Colonie San Salvador zurückblieb, ſtammen die heut zu Tage noch daſelbſt vorhandenen Meſtizen ab.

Der gute Geiſt, welcher im Beginne der Verwaltung Don Thomas de Souzas geherrſcht,

*) Die frommen Väter entſetzten ſich, als einſt ein Tupinambas, der die Gabe Wunder zu wirken, trotz einem Jeſuiterheiligen, geltend machte, einem von ihnen, auf die Frage — ob er ſolche durch die Kraft des guten oder des böſen Geiſtes verrichte? — geradezu antwortete: „Ich ſelbſt bin Gott und mit Gott verwandt. Der Gott, welcher im Himmel regiert, iſt mein großer Freund; er theilt ſich mir mit; er offenbart ſich meinen Augen in Mitte der Wolken, durch Blitz und Donner.“ Clade. II. S. 40. Hätte der Tupinambas ſolches in unſern Tagen geſprochen, würden die Quotidienne und der Herr von Haller ihn ohne Zweifel als Glied der großen Verſchwörung zu Umſturz der Throne und Altäre bezeichnen, welche allein jetzt noch durch Don Miguel und Don Carlos Grundſätze und Syſteme zu retten ſind.

nahm nach und nach in bedeutendem Grade ab. Der Geiz, die Grauſamkeit und die Wolluſt, die Glaubenstyrannei und alle europäiſchen Lieblingslaſter jener Zeit bemächtigten ſich nach und nach der Portugieſen. Weiber und Töchter wurden oft den Eingebornen gewaltſam entriſſen; Männer und Brüder zu Sklaven gemacht. Statt das erſte Lebenselement jedes Staates, zumal eines neugegründeten, den Ackerbau, ſorgfältig zu pflegen, lechzten ſie nur nach den Diamanten und Goldkörnern der brennenden Wüſten. Dadurch litt die Bevölkerung wie die Sittlichkeit des Volkes, ohne daß für ſo große Opfer die Nation in der Hauptſache ein denſelben entſprechendes Reſultat gewonnen hätte.

Dom Souza, deſſen beſonnene und wohlwollende Plane in mehr als einer Beziehung durch Leidenſchaften und Ränke durchkreuzt wurden, ſehnte ſich im vierten Jahre bereits nach Abberufung von ſeinem kritiſchen Poſten. Sein Wunſch ward ihm gewährt und Don Duarte da Coſta zu ſeinem Nachfolger beſtimmt (1552). Eine Rotte Jeſuiten begleitete ihn, voll ehrgeiziger Projekte für Ausbreitung der Ordensmacht. Da Coſta, ein energiſcher und wohlunterrichteter Mann, durchſchaute ſie noch während der Reiſe. Er beſchloß ihren Entwürfen muthvoll, im Intereſſe der Krone entgegen zu treten. Die ehrwürdigen Väter, als ſie in den meiſten Unternehmen, welche mit dieſem letztern nicht verträglich ſchienen, ſich gehemmt ſahen, beſchloſſen der verhaßten Aufſicht des Oberſtatthalters ſich zu entziehen und wanderten dem äußerſten Süden des Landes zu, bis zur Ebene Piratininga. Hier bauten ſie ſich Hütten und

begannen in der That, auf eigene Rechnung, die Urbarmachung und Civiliſirung eines ungeheuern Striches auf eine Weiſe, die ihrem Genie Ehre machte und ihren Namen noch unſterblicher hinterlaſſen haben würde, wäre das Werk ihres Geiſtes und ihrer Hände mit weniger Berechnung für das Intereſſe einer gegen alle Staaten feindſeligen Kaſte, als für Grundſätze der Religion und der Humanität zu Stande gebracht worden.

Bereits iſt der berühmten Jeſuiter-Colonie von Paraguay in der Geſchichte von Portugal Erwähnung geſchehen: der Verlauf der Begebenheiten wird uns alsbald noch einmal dahin zurückführen; und noch umſtändlicher wird in der Geſchichte dieſer theokratiſchen Republik Francia's das kühne Werk mönchiſcher Politik, mit all ſeinen Licht- und Schattenſeiten, geſchildert werden.

Fünftes Kapitel.

Der Franzoſen Anſiedlung und Schickſale auf dem Feſtlande Braſilien.

Beinahe alle unbefangenen Geſchichtſchreiber neuerer Zeit drücken ihr Erſtaunen über das Uebermaß von Naivität aus, mit welchem ein Biſchof von Rom, Länder eines neuen Welttheils, von denen er kaum erſt reden gehört, unter die von ihm begünſtigten Könige vertheilte. Auch wir haben in der Geſchichte von Portugal der be-

brega, war die Seele dieſer kriegeriſchen Bewegung.

Die Franzoſen wehrten ſich mit vielem Muthe, und, in das Fort zurückgedrängt, vorzüglich in dieſem mit Verzweiflung. Die Uebermacht gewann jedoch endlich den Sieg. Das Fort wurde erſtürmt; die Franzoſen flüchteten ſich theils nach dem Feſtlande, theils auf ihre Schiffe. Dieſe Vorfälle entſchieden über die wichtige Frage: ob das goldreiche Land den Portugieſen eigenthümlich verbleiben oder der franzöſiſchen Nation zufallen ſollte. Ohne Villegagnons ſpäteres Benehmen und des Hofes unduldſames Syſtem hätte ſie ſich mit geringer Anſtrengung, zweifelsohne zum Vortheil dieſes letztern entſchieden (1560).

Nach Vertreibung der Franzoſen, welche gleichwohl im Beſitze der Rhede verblieben und an den Tupinambas, ihren Verbündeten, einen Stützpunkt fanden, bedrohete ein Einbruch der wilden und ſtreitbaren Aymores die Niederlaſſungen der Portugieſen mit nicht minderer Gefahr. Wie ein Waldſtrom ergoſſen ſie ſich aus dem Innern des Landes hervor, auf die Bewohner der Küſte und erfüllten alles zwiſchen Rio-Janeiro und San Salvador mit Mord und Verwüſtung. Erſt nach einiger Zeit und mit großer Mühe gelang es Mem de Sa, dem neuen Statthalter, die Nation zurückzuwerfen. Doch endigte der Kampf erſt mit Vertilgung der Mehrzahl derſelben und er hatte dem Könige von Portugal und den Coloniſten theure Opfer gekoſtet.

Sechstes Kapitel.

Der Franzosen vollständige Vertreibung aus dem Lande Brasilien.

Nachdem die französischen Ansiedler, durch den Fall ihres Fortes zu Rio-Janeiro, des vorzüglichsten Stützpunktes beraubt und zur Flucht nach den Niederlassungen der Eingebornen gezwungen worden, suchten sie, ihres Drängers Villegagnon nun ledig, durch gutes Verständniß mit jenen Letztern sich im Lande ferner noch zu halten. Eine strenge Verwaltung und gewissenhafte Beobachtung der beschwornen Verträge hatten gute Erinnerungen bei den Wilden zurückgelassen, und beide Theile vereinigten sich gegen die gemeinschaftlichen Feinde mit ziemlicher Aufrichtigkeit.

Der Hof zu Lissabon fühlte, wie zu erwarten war, nicht geringe Besorgnisse über die fortwährende Anwesenheit von Franzosen in der Colonie. Eustach de Sà erhielt demnach den Auftrag, derselben mittelst einer neuen Expedition für immer ein Ende zu machen. Unterstützt von seinem Oheim, dem bisherigen General-Gouverneur Mem de Sà, und noch wirksamer von dem unermüdlich thätigen Jesuiten Nobrega, gelang derselbe größtentheils, jedoch erst nach Jahresfrist. Die streitbaren Tamoyos nahmen

kräftig sich der verfolgten Freunde an; Eustach de Sà selbst verblutete an erhaltenen Wunden und erst seinem Neffen, Correa Salvador de Sà, wurde die Ehre, den Rest der Franzosen vollends zur Einschiffung gezwungen zu haben. Sie flüchteten vor ihm auf wenigen Fahrzeugen gen Pernambuko. Aber der dortige Befehlshaber wehrte die Landung, und so mußte denn doch die Heimfahrt nach Europa angetreten werden (1565). Ein fünf Jahre darauf gewagter neuer Landungsversuch scheiterte, ohnerachtet der Mitwirkung der Eingebornen, ebenfalls. Solchen Ausgang hatte das Unternehmen Villegagnons, welches, wären die Gesinnungen des Urhebers eben so gerecht, als weise die ersten Maßregeln desselben, gewesen, für die Geschichte des europäischen Colonialsystems von unberechnenden Folgen geworden seyn würde.

Die verlassenen Pflanzungen der Franzosen wurden nunmehr von den Portugiesen in Besitz genommen. In Rio-Janeiro, bisher unter dem Namen St. Sebastian bekannt, schlug Correa de Sà seine Residenz auf, und befleckte gleich die ersten Jahre seiner Statthalterschaft durch die feige Hinrichtung des Jean Boles, eines zurückgebliebenen, durch Geist und Kenntnisse ausgezeichneten Calvinisten, und zwar geschah dieser Mord erst, nachdem man den Unglücklichen lange vorher im Gefängnisse herumgeschleppt hatte.

Die Jesuiten, von Zeit zu Zeit nur die Pauliſten, ihre Nachbarn und Nebenbuhler, in ehrgeizigen Plänen durchkreuzt, waren sofort diejenigen, welche am genauesten den unermesse-

nen Reichthum einsahen, den das Land Brasilien in sich verschloß. Sie verstanden ihn auch besser, als der Hof selbst zu benutzen, und, indem sie alles für diesen letztern allein zu thun sich die Miene gaben, arbeiteten sie redlich für ihren Orden. Verschiedene, bisher noch unbesiegte Männer wurden, besonders durch ihre missionarischen Künste, zu Paaren getrieben. In diese Zeit (1570), fällt daher auch der Anfang ihrer theokratischen Republik, mit der sie seit längerer Zeit schwanger gingen. Die meisten Projekte gediehen trefflich; desto unglücklicher aber war die Mission von neun und sechzig Jesuiten aus Lissabon, welche mit einer sehr ansehnlichen Flotille nach Brasilien steuerten, voll Sehnsucht, neue Seelen und Länder zu gewinnen. Sie fielen einem der wüthendsten calvinistischen Parteigänger, dem normännischen Korsaren Jacques Sores in die Hände, welcher, tief empört durch das schauervolle Schicksal seiner Glaubensgenossen in Frankreich, allen Katholiken Rache und Tod geschworen. Sie wurden, bis auf einen Einzigen, welcher die düstere Mähr nach Rio-Janeiro überbringen sollte, getödtet. Der neue Statthalter, Luis de Vasconcellos selbst, welcher Mem de Sá abzulösen gekommen war, fand sein Grab in den Wellen.

Bald nach dieser Begebenheit starben beide Hauptmänner der Colonie, der Jesuit Nobrega und Mem de Sá, beinahe zu gleicher Zeit. In Charakter und Richtung waren sie von einander wesentlich unterschieden; und während der geistvolle Priester blutige Eroberung sanftpflegender Kultur, gegen den Beruf seines Amtes, vorzog,

ſuchte der Staatsmann und Feldherr, auf beſonnenern Wegen der Verwaltung die neugewonnenen Länderſtriche und ihre Bewohner dem Mutterlande ſo nutzbar, als möglich, zu machen (1571).

Siebentes Kapitel.

Des Landes Braſilien Eintheilung in zwei Oberſtatthalterſchaften.

Mit dem Hinſcheiden König Dom Joào's III. gingen viele Hoffnungen für Braſilien wiederum zu Grabe. Die vormundſchaftliche Regierung Dom Sebaſtiào's beſchäftigte ſich meiſtentheils mit Planen zur Erreichung eigennütziger Privatzwecke Einzelner mehr, als mit dem Ruhm und dem Vortheil der portugieſiſchen Nation. Statt der Eingebornen in einem bereits erworbenen Lande ſich zu verſichern und der überaus wichtigen Colonie nach Kräften zu pflegen, verſplitterte man die Nationalkraft in unnützen Unternehmungen, wie z. B. dem unglücklichen Mohrenzuge, welcher Portugal ſo unheilbare Wunden gebracht hat.

In der Regierung Broſiliens ſelbſt wurden um dieſe Zeit bedeutende Veränderungen vorgenommen. Da eines einzigen Mannes Wirkſamkeit für einen ſo ungeheuern Länderſtrich unzureichend ſchien, theilte man die Oberſtatthalterſchaft zwiſchen Zweien, und die Colonie ſelbſt

in Nord und Süd ein. Der Laplataſtrom bildete die Gränze. Das Generalcapitanitat über den erſtern erhielt D. Luis de Britto, das über den letztern D. Antonio Salema. (1572). Rio-Janeiro und San Salvador waren die beiden Hauptſtädte.

Bald nach dieſer Verfügung des Hofes und nach Ankunft des Doctors Salema zu Rio-Janeiro, wurde die Ausrottung der zwei mächtigſten eingebornen Völkerſchaften, der Tamoyo's und der Tupinambas, beſchloſſen. Ihre Verbindungen mit den Franzoſen und die daraus immer noch drohenden Gefahren beſtimmten dieſen grauſamen Entſchluß. Er wurde durch den niederträchtigen Verrath einiger franzöſiſchen Anführer unter den Tupinambas ſelbſt, in ſeiner Vollſtreckung erleichtert. Um das Leben zu retten, für welches ſie, nach einem, von dem portugieſiſchen Statthalter errungenen Vortheile, zitterten, ließen ſie Diejenigen, welche ſo arglos und beharrlich ſeither Gaſtfreundſchaft, Vertrauen und Beiſtand ihnen gewähret hatten, feigerweiſe im Stiche und machten von der angebotenen Amneſtie ſchimpflichen Gebrauch. Die Barbaren, wie man ſie im Gegenſatze zu Menſchen, die ſolches thaten, zu nennen beliebt, ſahen nunmehr dem an Künſten des Mordes ihnen weit überlegenen Feinde ſich rettungslos, und zwar durch ihre eigenen Freunde, preisgegeben. Ein furchtbares Blutbad begann unter ihnen: man zählte über 8 bis 10,000 Opfer europäiſcher Treuloſigkeit.

Nach dieſer Kataſtrophe entſchied ſich der Ueberreſt der beiden unglücklichen Nationen zur

Weniger feindlich war man gegen die Engländer gesinnt. Obgleich Protestanten, waren sie dennoch mit ihrem Handel der Colonie sehr vortheilhaft und wichtig. Es herrschte demnach eine Art frostiger Freundschaft und stillschweigender Uebereinkunft, durch gemeinsames Interesse so lange aufrecht erhalten, bis der Fanatismus auch hier störend dazwischen trat. Es kam nach und nach zu förmlichem Kampfe, dessen Anfang jedoch von wenig erheblichen Resultaten für irgend eine Partei begleitet wurde. Die Züge der Engländer, meist von gewinnsüchtigen Abenteurern geleitet, waren weniger in der Absicht unternommen, bleibende Niederlassungen zu gründen, als in den vorgefundenen zu plündern und erlittene Beleidigungen zu rächen. Die berühmtesten Anführer dieser Raubzüge waren Cavendish und Lancaster. Letzterer brachte aus Pernambuko, dessen sämmtliche Oertlichkeiten ihm nur allzugut bekannt waren, nach gräulicher Verwüstung des schönen Landes, unermessene Beute nach England heim (1591).

Schädlicher, als selbst diese Angriffe brittischer Freibeuter soll die mangelnde Zurückhaltung des Königs von Spanien gegen einen Abkömmling Alvarez Correa's gewesen seyn. Gegen ein unbedeutendes Adelsdiplom, welches die Eitelkeit des Mannes gleichwohl begehrlich nachgesucht, verhieß derselbe die Entdeckung einer ungemein ergiebigen Silbergrube. Der Hof, welcher das Geheimniß für sich zu benutzen suchte, schlug gleichwohl, unklug genug, dasjenige ab, was so leicht zu gewähren war und hundert Unwürdigern vor und nach nur allzufreigebig bewilligt worden

war. Der entrüstete Bittsteller nahm, der Behauptung nach, sein Geheimniß mit in's Grab, und alle später angestellten Versuche, in den Besitz des wichtigen Fundes zu kommen, waren vergeblich (1586).

Die Geschichte der Statthalterschaft D. Pedro Botelho's, welcher Francisco de Sousa ersetzt hatte, zeichnete sich durch neue Thaten der Niederträchtigkeit und Grausamkeit aus, wodurch die Portugiesen in den Verhältnissen zu den Eingebornen ihren Namen brandmarkten. Der unersättliche Durst nach Gold und Schätzen gab zu mehrern neuen Streifzügen in's Innere Veranlassung (1602). Man stieß auf die Nation der Tapuya's, welche von der Meeresküste durch die Vorfahren der Entdecker vertrieben; in den Gebirgen von Ipiapaba Zufluchtstätten und Wohnungen gefunden hatten. Alsbald rüstete man sich zur Ausrottung der Unglücklichen. Vergebens leiteten einige erfahrne und muthige Franzosen den Widerstand derselben; vergebens ward ein Vertrag unter Vermittlung jener Erstern geschlossen und dem Reste des Volkes Sicherheit gegen Unterwerfung, eidlich verbürgt. Die Portugiesen vergaßen die heiligsten Schwüre und alle, welche mit den Waffen in der Hand gefunden worden, wurden schonungslos als Sklaven verkauft. Des Hofes zu Madrid vermittelnde Anordnungen beachtete man entweder gar nicht oder umging sie listig; und die Jesuiten halfen mit ihrer zudringlichen Bekehrungswuth die Leiden des verfolgten Geschlechtes noch vermehren. Wehe daher jedem Missionär, welcher mit Katechismus

oder Rosenkranz versehen, in der Niederlassung eines Tapuya's getroffen wurde; martervoller Tod war sein Loos! Viele auch kamen in den Schauern der Wildnisse und durch die Mühsale des Weges um.

Nach Vernichtung des größten Theils der Tapuya's, kam die Reihe an die Pitagoares. Man gebrauchte zuerst ihrer Dienste gegen die Aymores; sodann wurden auch sie sämmtlich zu Sklaven gemacht. Letztgenannte Nation allein flößte fortwährend den Europäern Achtung und Furcht ein. Sie störte durch ihre wilden Angriffe und Raubzüge alle Sicherheit der Colonie zwischen San Salvador und Rio-Janeiro. Man trachtete auf alle Weise durch Vergleich und List sie der Kultur zu gewinnen, nachdem ihre Ausrottung durch Gewalt nicht so leicht möglich gewesen war. Die Ueberredungskünste einer Frau aus der Mitte der Nation, welche in ihrer Gefangenschaft von den Portugiesen sehr milde behandelt worden war, und die frommen Lehren des Jesuiten Rodriguez führten zum gewünschten Ziele. Der Grund zu einer gesellschaftlichen Ordnung, im Sinne der Europäer, wurde gelegt, und die Eingebornen schienen Behagen an dem neuen Zustand der Dinge zu finden, als ansteckende Seuchen plötzlich den Neubekehrten sich mittheilten und einen großen Theil der Nation dahin rafften. Die Uebriggebliebenen kehrten, scheu vor den Europäern, ihrem Gotte und ihrer Kultur, voll unüberwindlicher Sehnsucht in die verlassenen Wälder zurück. Die Botocoudos, wie oben schon bemerkt wurde, sind die Enkel

dieſer Aymores und erregen durch ihre Schickſale in der That bei jedem Forſcher braſiliſcher Geſchichten großes Intereſſe (1603).

Neuntes Kapitel.

Der Franzoſen erneuerte Verſuche auf Braſilien.

Bei weitem der größere Theil der Küſten Braſiliens gehorchte allmählig den Portugieſen. Dennoch fanden ſich, und zwar auf derjenigen Seite, welche von der Aequinoktial-Linie am weiteſten entfernt iſt, ſehr fruchtbare Theile, die ihr Fuß noch immer nicht berührt hatte, auch auf dieſe und die ungemeinen, aus ihrem Beſitz entſpringenden Vortheile, mußten zuerſt die Franzoſen ſie aufmerkſam machen. Eine Abtheilung abenteuernder Pflanzer aus der Mitte dieſer Nation fand auf der Inſel Maranham einen Theil der noch geretteten Tupinambas, ihrer alten Verbündeten wieder. Der Reſt dieſes unglücklichen Volkes war nach der großen Kataſtrophe, die es erlitten, nach den Gegenden am Amazonenfluß gezogen.

Jene Inſel, welche 12 — 15 Meilen in das Feſtland ſich hineinzieht und von demſelben durch zwei Flüſſe getrennt iſt, gewährte die vortheilhafteſte Lage gegen äußern Angriff, und, ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit wegen, zugleich die ſegensreichſten Hoffnungen für ihren Anbau. Die Einverſtändniſſe, welche man mit den Ein-

gebornen insgeheim anknüpfte, schienen das Unternehmen bedeutend zu erleichtern. Die französische Regierung gab übrigens zu demselben keinen weitern Beistand, als unbedingte Ermächtigung, alles das zu thun, was sie niemals hätte verhindern können.

Die Herren de la Ravardière, de Rasilly und de Harley standen an der Spitze des Zuges. Einige Kapuziner begleiteten ihn, damit das Ganze das Ansehen eines Bekehrungszuges, im Interesse des katholischen Glaubens, erhalte. Mehrere der Anführer und der übrigen Pflanzer jedoch, gehörten dem reformirten Bekenntniß an. Gleichviel. Man verhieß und beobachtete unter sich wechselseitige Duldung. Der erste Gott der Welt, der Eigennutz, hielt dies Verhältniß in der That aufrecht, und die Niederlassung wurde eben so friedlich begründet, als die Fahrt vor sich gegangen war. Ein Fort erhob sich, die neue Colonie zu schützen. Die Bande der Freundschaft mit den Eingebornen wurden fest geknüpft; und als der Bedürfnisse des kleinen Gemeinwesens allmählig mehrere und dringendere geworden, beschloß man Rasilly nach Europa, zu Erwerbung neuer Hülfe zurückzuschicken, während La Ravardière die Leitung der Angelegenheiten des Innern beibehielt (1612).

Derselbe wendete Zeit und Amt auf das Zweckmäßigste und Tüchtigste an. Aber die Portugiesen kamen der jugendlichen Pflanzung bald wieder auf die Spur und rüsteten sich, die drohende Gefahr mit Macht abzuwenden. D. Jeronymo de Albuquerque, ein Nachkömm-

ling des großen Eroberers von Ostindien, hatte nämlich den Oberbefehl über eine Expedition erhalten, welche die noch unbekannten Nordgegenden in Augenschein zu nehmen, beauftragt war. Kaum hatte man einen Theil dieses Zweckes erreicht und das Hauptaugenmerk auf Para gerichtet; als die Niederlassung der Franzosen und ihr Verhältniß zu den Tupinambas bekannter, und die Portugiesen mit großen Besorgnissen erfüllt wurden (1613). Die Eroberung von Maranham schien somit das nächste und wichtigste Ziel ihrer ganzen Thätigkeit, bevor der Feind an Kräften gewinne.

La Ravardière leistete muthigen Widerstand; aber sein Herz wurde dennoch durch geheime Nachrichten von des Pariser Hofes Undank gegen ihn, (den Hugenotten) und der nahen Ankunft seines Nachfolgers in der Oberbefehlshaberstelle gebrochen. Er bot dem portugiesischen Anführer, welcher eben so sehr durch Hungersnoth in seinem kleinen Lager, als durch der Franzosen mörderische Ausfälle gelitten hatte, mit vielem Edelmuth einen Waffenstillstand an. Im Verlaufe desselben kamen D. Albuquerque Verstärkungen zu. Dieser setzte nun härtere Bedingungen des Friedens, als er früher wohl bewilligt. Dessen ungeachtet wurde eine Uebereinkunft geschlossen. Einzelnen Franzosen gestattete man auch ferner Wohnsitze im Lande, gegen Bürgschaft für ihr Wohlverhalten. Die übrigen schifften sich nach der Heimath ein.

Ungefähr zwei Jahre darauf wurde durch Caldeira die Stadt Belem erbaut und eine bisher vernachlässigte Seite des Landes eifrig an-

gebaut. Sie erregte das Augenmerk der industriösen Holländer. Bald richtete sich ein Hauptzweig ihres Handels dahin und sie versuchten, durch das Beispiel der Franzosen keineswegs abgeschreckt, ebenfalls eine Niederlassung. Allein die Portugiesen gedachten, den noch gefährlichern Gegner, als jene, noch weniger aufkommen zu lassen. Sie fielen mit Uebermacht über sie her, zerstörten ihr Geschütz und zwangen die kleine Colonie zur Einschiffung (1616).

Ueberaus traurig war während und nach diesen Ereignissen das Loos der Eingebornen. Jederzeit geriethen sie zwischen zwei Feuer, und Freund- und Feindschaft mit der einen und der andern Partei, gerieth meist ihnen zum größten Verderben. Auf jegliche Weise verrathen, minderte sich von Jahr zu Jahr ihre Zahl, durch verrätherische Ueberfälle nicht minder, als durch offene Kämpfe.

Aber auch die Europäer auf Maranham empfanden lange keinen Segen mehr in ihren Dingen. Der Parteihaß und der Eigennutz entfachten unter ihnen selbst die Glut der Zwietracht und bürgerlichen Krieges. Der Hof fand sich deshalb, zu Rettung des Ganzen, in die Nothwendigkeit versetzt, aus Maranham einen von Brasilien unabhängigen Staat zu schaffen *). Derselbe erhielt D. Francisco Coelho de Carvalho, als ersten Statthalter (1624).

Aber nun fodern die wichtigen Ereignisse, welche in Folge des bereits erfolgten Ueberzugs

*) Estado do Maranham

von Brasilien durch die Holländer, sich ergeben, zu ausführlicherer Schilderung der Details uns auf, als bei den meisten der bisher erzählten Vorfälle uns nöthig geschienen. Ein blutiger Kampf, welcher Spanien und Portugal mit dem völligen Verluste der kostbaren Colonie bedroht, entwickelt sich auf dieser Seite der neuen Welt, als eine der großen Schwingungen des unsterblichen Freiheitskrieges der Niederländer, welcher so viele weltgeschichtliche Veränderungen bewirkt hat.

Zehntes Kapitel.

Der Holländer Einbruch in Brasilien.

Wir haben so eben des vorläufigen Versuches einer kleinen Zahl von Holländern gedacht, auf Brasilien eine Niederlassung zu gründen, so wie des schnellen Rückzuges derselben vor der Uebermacht, die ihnen Vernichtung drohte. Der Plan wurde bald wiederum von dem gleich industriösen als kampflustigen Volke aufgegriffen, und das bisher Geschehene war daher blos als Erkundung des Terrains anzusehen.

Die Gefreitheiten der kräftig heranblühenden ostindischen Compagnie wurden von den Generalstaaten ansehnlich gemehrt und eben so auch die Streitkräfte zu Land und zur See. So erhielten sie noch im Jahr 1622 neuerdings drei große, mit 600 Soldaten bemannte Schiffe,

auf welche die Republik nicht geringe Hoffnungen baute.

Der Kriegsplan der holländischen Compagnie war gleich im Anfang ihres Entstehens ein dreifacher geworden. Einerseits sollten die Portugiesen aus Brasilien getrieben werden; auf einer andern Seite wollte man den Spaniern die Goldminen Peru's entreißen; und auf einer dritten, an der portugiesischen wie an der gallizischen Küste eine Landung unternehmen. Die Ausführung des ersten Planes wurde dem Capitän Willekens, die des zweiten Jacques l'Hermite, die des dritten aber Leonard Frantzen übertragen.

Im Jahr 1624 kreuzte der tapfere Willekens bereits an den brasilischen Küsten, nicht ohne vorher allerlei Einverständnisse mit einem Theil der Einwohner gepflogen zu haben. Das Handels-Interesse war um diese Zeit das vorherrschende in der Colonie. Ihm huldigten nicht nur Große und Kaufleute, die Eigenthümer großer Besitzungen, sondern auch Priester und Soldaten. Kein Wunder, wenn daher der Nationalstolz und der Glaubenshaß bei dem Gedanken größeren Vortheiles im Verkehr mit den protestantischen Republikanern über vieles sich beruhigten; überdies mochte der Haß gegen die kühnen und gewerbsamen Niederländer kaum stärker seyn, als der gegen die Unterdrücker der Nationalunabhängigkeit, gegen die stolzen und raubgierigen Spanier.

Als demnach Willekens in der Bucht Allerheiligen erschien, beeilten sich die Bewohner mehr, ihre besten Sachen zu verbergen, als zu mann-

hafter Vertheidigung sich zu rüsten. Bald ergab sich die große und reiche Stadt San Salvador, damals der Sitz eines Parlamentes und eines Erzbischofs. — Willekens fand die Thore offen und die Portugiesen größtentheils ausgezogen. Die benachbarten Forts warteten keine Belagerung erst ab, sondern ahmten dies Beispiel von Feigheit nach. Man sendete den Vicekönig Dom Diego de Mendoza und seinen Sohn gefangen nach Holland. Die Kaufmannsgüter wurden jetzt sorgfältig gesondert, um der Compagnie genaue Rechnung davon geben zu können. Darauf überließ Willekens die Stadt der Plünderung, zur Entschädigung für seine Soldaten. Van Dort wurde zum Befehlshaber des Platzes ernannt. Nicht lange, so glückte es ihm, acht spanische Schiffe zu kapern, die noch im Hafen sich befanden; die ganze Mannschaft wurde durch einen kühnen Streich mitgefangen gewonnen. Während der Vicekönig eine beispiellose Schlaffheit an den Tag gegeben, hatte der Erzbischof, D. Miguel Teixeira, an der Spitze seines Kapitels, desto energischer sich erzeigt. Als aber von ihm wider die Macht der Umstände nutzlos angekämpft worden war, zog er sich mit seinen Getreuen in guter Ordnung in ein benachbartes Fort zurück und beunruhigte von demselben aus die Holländer noch sehr oft. Dieselben hatten jedoch unermeßliche Beute gemacht, und binnen kurzer Zeit fiel die ganze Capitanerie und die Provinz, somit der bevölkertste und größte Theil der Gesammtcolonie, in ihre Gewalt.

Die Nachricht von dem ungeheuern Verluste war für alle Portugiesen ein wahrer Donner-

ſchlag, und wurde durchgängig auf das ſchmerzlichſte empfunden. Man klagte laut die treuloſe Politik der ſpaniſchen Miniſter an, welche dem Feinde den Gewinn ſo leicht gemacht; und man war überzeugt, daß das Cabinet von Madrid halb und halb ſogar Vergnügen über das Ereigniß empfinde. Der Beſitz großer Reichthümer hielt das Nationalgefühl in den unterdrückten Portugieſen immer noch einigermaßen aufrecht. Die gänzliche Verarmung erſt ſicherte Spanien die moraliſche Unterwerfung der Luſitanen. Zu dieſem Ziele, glaubten ſie, würde nun ohne Zweifel die Einbuße des beſſern Theils der amerikaniſchen Colonie, und der großen und vielen Beſitzthümer darin, führen, und ſo tröſtete ſich die politiſche Machiavelliſtik gar bald über den Triumph des Todfeindes, ſo ſchmerzhaft der ſpaniſchen Hoffarth immerhin ein ſolcher Hauptſchlag ſeyn mußte, da jede Trophäe dieſer Art auch zugleich die Macht und das Anſehen der bataviſchen Republik in der öffentlichen Meinung befeſtigte.

Der König war jedoch von ganz andern Gefühlen bewegt, als ſeine Miniſter. Eigenhändig ſchrieb er an viele Granden Portugals, beſonders an diejenigen, welche bei der Sache am meiſten eingebüßt. Er tröſtete ſie freundlich und ſuchte ihren Muth und ihre Hoffnungen beſtmöglichſt aufzurichten. Es war eines der wenigen Male, daß er als Vater mehr, denn als König zu ſeinen Unterthanen redete. Das Benehmen und die Kunſtgriffe der Miniſter ſchienen freilich alle dieſe Aeußerungen zarter Sorge bald wieder unnütz zu machen. Doch erwachte, angeregt durch ſie, in den Portugieſen eine Art Neigung zu ih-

rem Herrn, und der Gedanke kräftigen Widerstandes sowohl gegen die fernern Unternehmungen ihrer Feinde, als auch des Kampfes für Wiedergewinnung des Entrissenen. Es wurde nun zur Ehrensache für Alle. Man rüstete also eine Flotte von 26 Schiffen aus, zu welcher der ganze Adel, je nach Kräften, beitrug. Die Einen schossen Geld her, die Andern warben Truppen auf ihre Rechnung. Sämmtliche beinahe begehrten in Person zu dienen.

Mit den Portugiesen schienen die Castillaner ehrenvoll zu wetteifern. In den spanischen Häfen wurde, gleichfalls eine Flotte auf Kosten von Privaten, ausgerüstet, und sie sollte zu jener der Erstern stoßen. Wäre die Leitung der Dinge mit aufrichtigem Herzen, von Seite des madrider Cabinetes, geschehen, so würde vielleicht der Erfolg des Kampfes der Holländer gegen die beiden vereinigten Gegner, nicht zweifelhaft gewesen seyn. Allein den Ministern war es keineswegs mit der Heerfahrt recht Ernst; und den ausdrücklichen Wünschen und Befehlen des Königs entgegen, konnte erst im Februar des folgenden Jahres (1625) die castilische Flotte das Meer halten. Da endlich, nachdem die kostbarste Zeit verstrichen, stießen beider Nationen Seekräfte zusammen und D. F. de Toledo Ozorio, Marquis von Valduesa, erhielt über sie den Oberbefehl.

Die Flotten waren mit 13 — 15000 Soldaten und Matrosen bemannt, und mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf jeder Art versehen. Nach einer glücklichen und ungestörten Fahrt, gelangten sie in die Bucht Allerheiligen.

Die Holländer litten bereits in ihrer neuen Colonie an allem Mangel, überdies setzte ihnen der Erzbischof von San Salvador, dem ohngefähr 1500 Mann zu Gebote standen, durch viele einzelne mörderische Angriffe überaus zu. Dieser Prälat hatte über den Beschäftigungen des Krieges diejenigen seines ursprünglichen Berufes gänzlich vergessen, und hatte durch die mannhafte Beharrlichkeit, womit er die gefährdeten Interessen seines Vaterlandes verfocht, allerdings Ansprüche auf die Dankbarkeit desselben sich erworben. Er hieb mehr als eine Streifpartei der Holländer in Stücke, vernagelte oder nahm ihnen Geschütz, schnitt ihnen die Lebensmittel ab und blokirte sie sogar zuletzt in St. Salvador, auf solche Weise, daß sie bereits an Abzug dachten.

Leider starb dieser thätige und energische Mann nun plötzlich, und die oberste Leitung der Angelegenheiten kam in die Hände eines gewissen Nunnez Marino, und diese Stelle wurde von Francisco de Moura eingenommen. Beide suchten, soviel möglich, im Geiste Texeira's und gemäß den, ihnen noch auf dem Todbette gegebenen Vollmachten, zu handeln. Unter diesen Umständen erschien die vereinigte Flotte im Hafen von San Salvador.

Der Schrecken, welcher die Holländer beim Anblick der portugiesisch-spanischen Wimpel überfiel, war eben so groß, als der Jubel der Portugiesen. Alsbald wurden an die 4000 Soldaten ausgeschifft und unter den Befehl des D. Manoel de Manefes gestellt.

Die Holländer, ohnehin gegen überlegene

Streitkräfte zu schwach, wurden durch Zwietracht und Verwirrung über die zu ergreifenden Maßregeln, in ihrer verhängnißvollen Lage noch wehrloser. Der Rathschlag der Entschiedenern, bis zum letzten Manne sich zu vertheidigen, fand nicht den Beifall der Mehrzahl, und man beschloß dem zufolge, den Platz an die Belagerer zu übergeben. Die Sieger, zufrieden mit dieser Trophäe, stachen alsbald wieder in die See, das glückliche Ergebniß ihrer Anstrengungen ihrem Vaterlande selbst zu bringen. Die Rückkehr war jedoch eben so verhängnißvoll, als die Hinfahrt glücklich gewesen. Nachdem sie längere Zeit mit widerwärtigen Winden gekämpft, zerstörte ein wilder Sturm den einen Theil der Flotte; der andere kam, übel genug zugerichtet, nach mannichfacher Drangsal in portugiesischen und spanischen Häfen an.

Von nicht so glänzendem Erfolg, als Willekens Anstrengungen, waren die seines Gefährten, des L'Hermite, gegen Peru gewesen. Er mußte unverrichteter Dinge, nachdem er, zumal des Beistandes der Indianer gewiß, bereits dem Ziele nahe gewesen war, in Folge unkluger Zeitversäumniß, von Callao de Lima wieder ablassen, und trat, über Ostindien, den Rückweg nach Holland an.

Eilftes Kapitel.

Die fernern Begebniſſe in Braſilien zwiſchen Portugieſen und Holländern, bis zur Ankunft des Prinzen Johann Moritz von Oranien.

Das Mißlingen des einen Angriffs, und die ſchlimme Wendung der anfangs ſo glücklichen Unternehmung auf Braſilien ſchlug den Muth der weſtindiſch-holländiſchen Compagnie nicht darnieder, ſondern erhöhete ihn vielmehr. Neue Rüſtungen fanden ſtatt; den Spaniern ward auf dem Feſtlande aller erdenkliche Schaden zugefügt; in Braſilien ſelbſt ging eine Capitänſchaft nach der andern an ſie über, und es herrſcht kein Zweifel, daß die Compagnie Meiſter des Ganzen geworden wäre, ohne den unzeitigen Geiz mehrerer ihrer Directoren. Dieſer brachte den Saamen der Zwietracht unter die Holländer.

Die Portugieſen benutzten die Fehler ihrer Feinde beſonders und verſtärkten ihre Kriegs- und Seemacht in dieſen Gegenden nach Kräften. Umſonſt ſandte die Compagnie ebenfalls von Zeit zu Zeit Verſtärkungen und erhielt hiezu anſehnliche Summen von der Republik. Die Portugieſen richteten viele Schiffe hinter einander zu Grunde und vertrieben die Holländer aus einem Punkte

nach dem andern. Aber das Kriegsglück im Allgemeinen lächelte dennoch den Portugiesen nicht.

Sie, so wie die Spanier, hatten auch mit Englands neuaufkeimender Größe zu kämpfen. Dieses freiheitstolze, vom Geiste seiner Elisabeth bewegte und für einen Glauben, den man im Süden mit Erfolg unterdrückt, im Norden blutig bekämpft hatte, mit kluggeleitetem Fanatismus streitende, Inselvolk brachte den Waffen D. Philipps eine Schlappe nach der andern bei. Die Armaden wurden zerstört und auch die Portugiesen in ihr Unglück mit verwickelt. Eine große Flotte, welche ungeheure Summen verschlungen und nach Indien ausgelaufen war, litt an französischen Küsten grauenvollen Schiffbruch.

Die Holländer machten diese Drangsale sich zu Gewinn, und in den Häfen von Lisboa, Coruña und Cadiz selbst wurden reich befrachtete Kaufmannsschiffe durch sie gekapert. Diese Vortheile gaben der Republik neue Begeisterung, und der Compagnie neue Hoffnungen zur Wiedereroberung von ganz Brasilien. Sie verdoppelten ihre Anstrengungen.

Es war im Jahr 1627, daß ihr berühmter Seeheld, Peter Hein, Admiral der ostindischen Compagnie, die ganze Kauffahrteiflotte angriff und eroberte, welche aus Brasilien gekommen war. Der ungeheure Vorrath von Zucker, den man darauf fand, wurde um die niedrigsten Preise in den Vereinigten Staaten losgeschlagen. Dieser Vorfall bestimmte, den Admiral mit einer beträchtlichen Flotte nach Amerika abzusenden. Unterwegs verwüstete er noch die portugiesischen Küsten auf das fürchterlichste. Darauf

oder Rosenkranz versehen, in der Niederlassung eines Tapuya's getroffen wurde; martervoller Tod war sein Loos! Viele auch kamen in den Schauern der Wildnisse und durch die Mühsale des Weges um.

Nach Vernichtung des größten Theils der Tapuya's, kam die Reihe an die Pitagoares. Man gebrauchte zuerst ihrer Dienste gegen die Aymores; sodann wurden auch sie sämmtlich zu Sklaven gemacht. Letztgenannte Nation allein flößte fortwährend den Europäern Achtung und Furcht ein. Sie störte durch ihre wilden Angriffe und Raubzüge alle Sicherheit der Colonie zwischen San Salvador und Rio-Janeiro. Man trachtete auf alle Weise durch Vergleich und List sie der Kultur zu gewinnen, nachdem ihre Ausrottung durch Gewalt nicht so leicht möglich gewesen war. Die Ueberredungskünste einer Frau aus der Mitte der Nation, welche in ihrer Gefangenschaft von den Portugiesen sehr milde behandelt worden war, und die frommen Lehren des Jesuiten Rodriguez führten zum gewünschten Ziele. Der Grund zu einer gesellschaftlichen Ordnung, im Sinne der Europäer, wurde gelegt, und die Eingebornen schienen Behagen an dem neuen Zustand der Dinge zu finden, als ansteckende Seuchen plötzlich den Neubekehrten sich mittheilten und einen großen Theil der Nation dahin rafften. Die Uebriggebliebenen kehrten, scheu vor den Europäern, ihrem Gotte und ihrer Kultur, voll unüberwindlicher Sehnsucht in die verlassenen Wälder zurück. Die Botocoudos, wie oben schon bemerkt wurde, sind die Enkel

dieſer Aymores und erregen durch ihre Schickſale in der That bei jedem Forſcher braſiliſcher Geſchichten großes Intereſſe (1603).

Neuntes Kapitel.

Der Franzoſen erneuerte Verſuche auf Braſilien.

Bei weitem der größere Theil der Küſten Braſiliens gehorchte allmählig den Portugieſen. Dennoch fanden ſich, und zwar auf derjenigen Seite, welche von der Aequinoktial-Linie am weiteſten entfernt iſt, ſehr fruchtbare Theile, die ihr Fuß noch immer nicht berührt hatte, auch auf dieſe und die ungemeinen, aus ihrem Beſitz entſpringenden Vortheile, mußten zuerſt die Franzoſen ſie aufmerkſam machen. Eine Abtheilung abenteuernder Pflanzer aus der Mitte dieſer Nation fand auf der Inſel Maranham einen Theil der noch geretteten Tupinambas, ihrer alten Verbündeten wieder. Der Reſt dieſes unglücklichen Volkes war nach der großen Kataſtrophe, die es erlitten, nach den Gegenden am Amazonenfluß gezogen.

Jene Inſel, welche 12 — 15 Meilen in das Feſtland ſich hineinzieht und von demſelben durch zwei Flüſſe getrennt iſt, gewährte die vortheilhafteſte Lage gegen äußern Angriff, und, ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit wegen, zugleich die ſegensreichſten Hoffnungen für ihren Anbau. Die Einverſtändniſſe, welche man mit den Ein-

schlug er die Richtung nach den Floridas ein, nahm unterwegs die reiche spanische Silberflotte, mit einem Werth von 14,600,000 Franken, und errang noch allerlei andere beträchtliche Vortheile.

Die Portugiesen inzwischen verfolgte allenthalben ihr böser Stern. Mit dem Verluste der Nationalunabhängigkeit war der beste Theil ihrer Kräfte von ihnen gewichen. Das verhaßte Verhältniß zu Spanien trat den besten Unternehmungen meist hinderlich in den Weg.

Die Compagnie richtete ihr Augenmerk von Neuem auf Brasilien. Der Admiral Henrik Loneke lichtete im Jahr 1629 mit 27 gut ausgerüsteten Kriegsschiffen in Holland die Anker. Auf dem Wege stießen noch andere Fahrzeuge der Compagnie zu ihm, und an der brasilischen Küste selbst das Geschwader des Obristen Wardenburg. An der Spitze einer Flotte von 56 Kriegsschiffen nunmehr kreuzte er auf der Rhede von Pernambuk, der wichtigsten in ganz Brasilien. Bald darauf bewerkstelligte er die Landung von 3200 Mann. Die Stadt Olinda wurde mit Sturm genommen, und nach drei Gefechten mit Portugiesen und Brasiliern fielen auch die drei wichtigen Forts in seine Gewalt, nicht ohne daß er großen Verlust an Menschen erlitten, indem die Besatzungen mit der ganzen alten Tapferkeit ihrer Nation sich vertheidigt hatten.

Loneke versäumte keinen Augenblick, sondern suchte seine Feinde von allen Seiten in die Enge zu treiben, und sämmtlicher haltbaren Plätze noch in diesem Feldzuge sich zu bemeistern, damit die Eroberung des Landes vollständig und gesichert würde. So nahm er auch Recif, südlich von

Olinda; eben so auch St. Georg, auf der langen Erdspitze, welche den Zugang zu diesem Theil des Landes bildete. Ueberall wurden hinreichende Besatzungen eingelegt, überall die eroberten Forts noch mehr befestigt. Binnen kurzer Zeit war Recif ein bedeutender Waffenplatz.

Die Portugiesen waren um diese Zeit von wahrer Verzweiflung ergriffen. Sie klagten wiederholt die spanischen Minister böswilliger Säumniß an. Sie thaten, was nur in den Kräften der erschöpften Nation stand, um abermals ein Heer und eine Flotte zum Wiedergewinne Brasiliens aufzutreiben. In der That sah man beide binnen kurzer Zeit auf das Beste gerüstet. Der Nationalstolz, die letzte auflodernde Flamme von alt-lusitanischer Begeisterung, die Nothwehr und der Eigennutz beflügelten alle Anstalten und Maßregeln. Die Minister des Königs, dadurch beschämt, wollten auch nicht länger zurückstehen. So sah man denn ebenfalls eine spanische Flotte bald segelfertig und es stieß dieselbe zu jener der Portugiesen. An die Spitze der neuen Armada kam der Admiral d'Oquendo. An Offizieren, Soldaten, Matrosen und Lebensmitteln litt sie in keinem Betrachte Mangel. Dennoch stellten sich schon frühe unglückverkündende Vorzeichen ein. Von 6000 Kriegern wurden, in dem Zeitraum eines Monats, über 2000 von bösartigen Seuchen ergriffen und dahingerafft; die sie Ueberlebenden aber rissen beinahe sämmtlich aus. Mit vieler Mühe nur, und durch reiche Verheißungen konnte man letztere zur Wiederkehr bewegen, und so lichtete denn endlich die Expedition, bestehend aus 30 Kriegsschiffen, die Anker.

D'Oquendo steuerte den Canarien zu, und verstärkte sich dort noch mit 15 Kriegsschiffen; am Cabo verte zählte die Flotte nunmehr an die 54 Segel. In der Nähe der Canarias stieß er auf Admiral Pater, welcher, obgleich nicht mehr denn 16 Schiffe befehligend, gleichwohl rastlos ihn suchte. Der Anblick der so überaus zahlreichen feindlichen Seemacht flößte einem Theil der Seinigen Schrecken und Furcht ein. Zehn Schiffe verließen ihn feigerweise. Nichts desto weniger beschloß Pater, nachdem Bitten und Drohungen nichts über die niedrigen Seelen vermocht, einen Angriff auf die Uebermacht. Mit Löwenmuthe kämpfte er gegen seine Feinde und bohrte ihnen über 13 große Schiffe in den Grund. Der Sieg war so gut, als für ihn erfochten; aber das Schicksal hatte es dennoch anders gefügt. Das Admiralschiff, von allen Seiten zerschossen und durchlöchert, sank mit dem Herrlichen und seinen Getreuen, selbst nun zu Grunde. Von den 6 Schiffen aber, die mit ihm den ungleichen Kampf eingegangen, gelang es vieren, von den Portugiesen und Spaniern sich loszumachen und ein erobertes feindliches sogar, als Zeugen ihrer bewiesenen Tapferkeit mit sich fortführend, in bester Ordnung, glücklich nach Olinda zurückzusegeln.

Der portugiesisch-spanische Admiral, nicht ohne Bewunderung solcher Größe, verfolgte sie von fern und kreuzte sonach an den Küsten von Paraiba. Darauf schien er, durch irgend ein tüchtiges Unternehmen seine Kriegsehre, die nicht wenig durch das letzte Ereigniß gelitten, wieder herstellen zu wollen. Nachdem er deshalb 1200

Mann, zur Hut dieser Gegenden, ausgeschifft und für die Sicherheit des St. Francisco, der Capitänschaft Segeripe und jene der Allerheiligenbucht Sorge getragen, glaubte man, er würde unverweilt die Belagerung von Olinda erneuern, vor welchem der wackere D. Matthias de Albuquerque, ebenfalls ein Sprößling der berühmten Heldenfamilie, und dermal zum Oberbefehlshaber der Expeditions-Armee ernannt, fruchtlos sich versucht hatte. Allein der Admiral, sey es aus Feigheit, oder gemäß geheimen Vollmachten, stieg alsbald wieder an Bord, lichtete die Anker und schlug den Heimweg nach Lisboa ein. Unglücklicherweise jedoch begegnete er auf demselben einer holländischen Flotte, ward mit derselben in ein Treffen verwickelt und verlor in demselben, außer dem Viceadmiral und trefflicher Mannschaft, einen Theil seiner Schiffe, welche in den Grund gebohrt wurden. Darüber entstand neue Trauer und Verzweiflung in seinem Vaterlande und neuer Muth und Entschluß der Feinde, Aehnliches mehr zu wagen und im Besitze Brasiliens sich zu behaupten.

Aber auch das Unglück dieses Feldzugs schlug die Hoffnungen der patriotischen Portugiesen nicht ganz darnieder. Sie wendeten sich mit neuen Vorstellungen an die Minister, und nöthigten sie zu neuen energischen Maßregeln, zu einer dritten Armada, welche wiederholt ungeheure Summen kostete. Im Jahr 1632 sah man die neue Flotte ausgerüstet, und D. Toledo wurde mit dem Oberbefehl bekleidet. Leider richtete auch dieser nicht viel mehr aus, als sein Vorgänger D'Oquendo. Ein Hauptumstand, welcher die Portugiesen und Spanier um jene Zeit meist,

den Holländern gegenüber, in Nachtheil setzte, war die bessere Beschaffenheit der Schiffe der Letzteren, so wie auch die größere Gewandtheit der Matrosen. Ueberdies bewegte sich in der niederländischen Nation und in allem, was von ihr ausging, ein trotziger Geist der Freiheit und ein siegreiches Gefühl ihres hohen geschichtlichen Werthes, während die Portugiesen bei aller noch inwohnenden Tapferkeit, dennoch durch das spanische Joch von Jahr zu Jahr an der alten moralischen Kraft einbüßten. Die Republik befand sich in den Tagen ihrer Jugend und jeder neue Kampf mehrte nur Stärke und Reichthum, während bei den iberischen Völkern jede Fortsetzung des so lange bestandenen Krieges die finanziellen Kräfte täglich mehr aufzehrte.

Die westindische Compagnie bot alles auf, ihre Absichten auf Brasilien, nach so manchen glorreichen Erfolgen, bleibend durchzusetzen. Sie baute neue Schiffe; sie rekrutirte frische Matrosen und Soldaten. Jedes Jahr erschien so eine neue Flotte in der See, und die Prisen die sie gewann, ersetzten schnell auch den kostspieligsten Aufwand wieder. In drei Feldzügen, die sie nunmehr gegen Brasilien abermals eröffnete, wurde beinahe das ganze Land von den Holländern überschwemmt. Die Eroberung der Capitänschaften von Tamaraca, (ein Gebiet von 80 Meilen entlang der Küste) von Paraiba und Rio-Grande, waren die glänzenden Ergebnisse derselben.

Zwölftes Kapitel.

Der Prinz Johann Moritz von Oranien in Brasilien, und die Ereignisse bis zur portugiesischen Thronrevolution.

Eine wichtige Periode begann nun überdies bald nach diesen errungenen Vortheilen, mit der Erscheinung des Prinzen Johann Moritz von Oranien-Nassau, welcher zum Generalcapitän in Brasilien ernannt wurde, im Oktober 1636 aus dem Texel auslief und gegen Ende Januars 1637 am Orte seiner Bestimmung eintraf. Der berühmte Name seines Geschlechtes sollte nicht minder, als sein persönliches Verdienst, die glückliche Vollendung der brasilischen Angelegenheiten befördern helfen.

Der Prinz traf die Truppen der Republik in dem besten Zustande. Sie waren sehr tüchtig eingeübt, mit allem Nothwendigen versehen und von den erfahrensten Hauptleuten angeführt, und diese, wie die Gemeinen, beseelt vom größten Eifer für die Interessen der Republik und der Compagnie. Die Menge der hintereinander errungen Vortheile hatte sie zu allen Unternehmungen, für die man künftig sie zu verwenden wünschte, noch begeisterter gemacht.

Auf Seite der Portugiesen und Brasilianer

dagegen befanden ſich zwar Männer von Talent und Muth, wie M. de Albuquerque, Banjola; Luiz de Borgia und Cameron *) aber das gehäufte Unglück hatte ihre Hoffnungen um vieles herunter geſtimmt und die Treuloſigkeit der Diplomaten zu Madrid brach mehr als ein Heldenherz, welches nach ruhmvollen Thaten lechzte. Der Prinz von Oranien, ſobald er von den Reiſeſtrapazen ſich einigermaßen erholt, ſuchte die Feinde, zumal aber den Grafen Banjola, auf, voll Sehnſucht, mit ihm ſich zu meſſen. Derſelbe, ſeiner Kraft mißtrauend, wich allen Gelegenheiten eben ſo ſorgfältig aus, als der Andere ſie ſuchte. Endlich ſtießen beide Parteien auf einander. Beide entwickelten ungewöhnlichen Muth. Das Glück aber, nach mannigfachen Wechſeln der Schlacht, entſchied zuletzt für die Holländer.

Nach dieſen öffnete Porto Calvo ſeine Thore dem Sieger, welcher nicht ſäumte, ſondern Porvocoon umzingelte und die Vorarbeiten zur Belagerung raſch begann. Nach dreizehntägiger Vertheidigung und nach vielen mörderiſchen Ausfällen, ergab ſich auch dieſer Platz, auf anſtändige Bedingniſſe. Oppeneda und andere mehr erlitten gleiches Schickſal.

Nachdem Oranien in Braſilien ſich mit Ruhm bedeckt und allen fernern Widerſtand der Portugieſen mit übermächtigem Arme zerſchlagen, beſchloß er die Eroberungen der Republik gegen

*) Dieſer war Braſilier von Geburt, jedoch den Portugieſen eifrigſt ergeben. All' ſein beurkundeter Muth vermochte jedoch gleichwohl nichts über ſeinen ſchlimmen Stern.

dieſe Nation auch in einem andern Welttheile zu verfolgen und den Kampf nach Afrika hinüber zu tragen; der Obriſt Coine, mit einer Abtheilung der Flotte und des Heeres, ſegelte dahin ab. Doch krönte hier die Waffen der Republik nicht derſelbe glorreiche Erfolg, der in Süd-Amerika ſie begleitet hatte.

Im Jahr 1638 wurde der braſiliſche Krieg mit erneuertem Eifer fortgeſetzt. Die Drangſale und Unglücksfälle des Landes und ſeiner Vertheidiger nahmen noch immer kein Ende. So tapfer auch Banjola's Benehmen war, und ſo weiſe ſeine Anordnungen ſich bewährten, ſo zog er dennoch neuerdings den Kürzern, nachdem er die Statthalterſchaft Segerippe zum Schauplatz des Kampfes gemacht. Viele Reſte der alten Eingebornen, die von Siava zumal, ſtellten ſich unter holländiſchen Schutz, und ließen dem ererbten Haſſe wider die Portugieſen freien Lauf. Sfarra, der Hauptort, ergab ſich bald und das übrige Gebiet folgte. Der Häuptling des Volkes, Algodojo, hatte hierbei ſehr gute Dienſte geleiſtet, und der Prinz die Boten deſſelben mit gewohnter Güte aufgenommen.

Die Portugieſen verſuchten Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und knüpften mit den Einwohnern in Paraiba und Rio Grande, wo ſie noch viele Freunde und mehrere Plätze noch beſaßen, Einverſtändniſſe an. Allein, als dem Fürſten von Naſſau Kunde hievon geworden, wurde derſelbe nur um ſo mehr dazu beſtimmt, aus dieſen Landſchaften ſie völlig zu vertreiben und die Keime einer künftigen Gegenrevolution damit zu erſticken. Die Plätze fielen bald in

Colonie, deren Gesammtzahl immer noch auf 12,000 Mann geschätzt wurde und vereinigte den größten Theil der Flotte. Darauf, den Holländern hinlänglich sich gewachsen glaubend, stach er mit dieser Armada in die See, den Prinzen aufzusuchen (Januar 1640).

Johann Moritz hatte die Gegenrüstungen nicht mit der gewohnten Thätigkeit betrieben; doch war ihm auch, da er täglich ansehnliche Verstärkungen aus dem Vaterlande erwartete, eine bedeutende Anstrengung unter den vorwaltenden Umständen nicht wohl möglich gewesen. Endlich traf der längst ersehnte Zuzug, bestehend in 41 Schiffen, unter Befehl des Willem de Looff, ein, und alsbald segelte man den Portugiesen und Spaniern entgegen.

Eine der blutigsten Seeschlachten entwickelte sich nunmehr, ohnweit der Bai Allerheiligen. Beide Theile bedeckten sich mit unsterblichem Ruhme. Vier Hauptangriffe konnte man im Ganzen bei dieser Affaire unterscheiden. Bei dem ersten schon fiel der tapfere Admiral der Republik, durch das Geschütz getödtet. Aber sein Volk errang den Sieg. Die drei übrigen Angriffe wurden von Jacobs Huigbens geleitet und entschieden sich ebenfalls zu Gunsten der Niederländer. Die Mehrzahl der portugiesischen Bemannung wurde erschlagen; Pardon fast keinem gegeben. Die Sieger hatten an Leuten wenig eingebüßt, aber an Schiffen beträchtlich gelitten. Das Feuer der Feinde hatte viele zerlöchert oder sonst stark beschädigt. Der Ueberrest der portugiesisch-spanischen Flotte gerieth während der Heimflucht

auf Sandbänke *) und strandete größtentheils. Die meisten Leute starben hier qualvollen Tod durch Hunger und Durst. Nur wenige retteten sich. Zu allem Unglück mußte auch noch Zwietracht unter die ohnehin schon mannichfach Bedrängten kommen. Der Nationalstolz, welcher die Truppen und Schiffe beider Völker nur mühsam bisher für den gemeinsamen Zweck zusammengehalten hatte, brach, durch das Unglück nur erbitterter, mit neuer Gewalt aus, und ein Theil schob auf den andern die Schuld des Mislingens und der Noth. So geschah denn, daß von der furchtbaren Heerrüstung nicht mehr, als vier Galionen und zwei Kauffahrteischiffe mit der Hiobskunde nach Europa zurückkehrten.

Während jedoch beinahe die sämmtliche Truppenmacht der Republik auf der Flotte vereinigt worden, waren in den eingenommenen Vesten und Städten nur schwache Besatzungen zurückgeblieben. Diesen Umstand hielten die Portugiesen, welche zerstreut in der Umgegend dieser Plätze gelagert waren, zu Vollführung eines Hauptstreiches im Innern für geeignet. Dom Joao Lopez de Carvalho stellte sich an die Spitze dieser vereinigten Abtheilungen, und Camexon an die der Brasilianer, welche für das Interesse der Portugiesen fochten. Nach verabredetem Plane brachen sie in die der Republik unterworfenen Gebiete ein, verheerten das offene Land, schlugen die kleinen Haufen, welche sich ihnen entgegen warfen, zurück und nahmen verschiedene Plätze wieder ein.

*) Auf die Baxos de zocas.

Aber es waren dieſe Vortheile dennoch vorübergehend. Die Obriſten Caine und Tourlon zogen mit einigen größern Heerhaufen wider die Gegner an und beſiegten ſie. Die Portugieſen und Braſilier mußten auf allen Punkten den Rückzug antreten. Der Admiral Lietard drang nunmehr auch in die Allerheiligen Bucht, mit einer Abtheilung von 25 Schiffen ein, und verübte alle Gräuel des Krieges gegen die Bewohner, zu welchen, außer der allgemeinen Feindſchaft, auch noch Gefühle der Rache ſtachelten.

Dieſe Gräuel und Verwüſtungen nahmen nach und nach einen ſolchen Charakter an, daß der Marquis de Montalvan, damals Vicekönig von Braſilien, Boten an den Prinz von Oranien ſchickte, um mit ihm gemeinſchaftlich über menſchlichere Kriegsweiſen zu rathſchlagen. Aber ein großes Ereigniß trat nun plötzlich zwiſchen die ſtreitenden Parteien, und gab der Politik derſelben und dem Laufe der Dinge eine veränderte Geſtalt und Richtung.

Die Patrioten des Landes Portugal, der langen ſchimpflichen und unheilvollen Abhängigkeit von Spanien müde, hatten das Joch deſſelben abgeworfen und mittelſt einer glorreichen Revolution, einen eingebornen Großen, in der Perſon des Herzogs Dom Joäo de Braganza, ſich zum Könige gegeben *). Um die Mitte des Februars 1641 war die wichtige Nachricht durch

*) Vergl. darüber E. Münch's Grundzüge einer Geſchichte des repräſentativen Syſtemes in Portugal.

ein portugiesisches Schiff nach Brasilien gebracht worden. Alle, der politischen Verhältnisse Kundigern sahen ein, daß der neue Monarch in seiner noch kritischen und prekären Lage, vor allem um den Beistand der vereinigten Staaten sich bewerben und das Interesse beider Länder gegen den gemeinsamen Feind vereinigen werde. Der brasilische Oberstatthalter, nachdem er alle Portugiesen im Lande dem Könige Johann hatte huldigen lassen, theilte die Nachricht dem Prinzen mit.

Oranien, welcher das Kommende ebenfalls schnell durchschaute, hegte die sichere Ueberzeugung, daß bei dem künftigen Friedens- und Freundschaftsvertrage der Republik so viel von den Eroberungen in Südamerika verbleiben würde, als dieselbe darin factisch besäße. Er beeilte sich demnach, seine Vortheile noch bestmöglichst zu verfolgen; und in der That war er um diese Zeit gerade Meister der Hälfte sämmtlicher Capitänschaften.

Dreizehntes Kapitel.

Rückwirkungen der Thronrevolution auf Brasilien. — Johann Moritz kehrt nach Europa. — Fortsetzung des Krieges. — Vieira. — Sigismund. — Vertreibung der Holländer.

Dom Georgio Mascaregnas, Marquis von Montalvan, Unterkönig von Brasilien, ließ alsbald,

nachdem er von dem Könige Don João IV. die wichtigen Depeschen erhalten hatte, in beiden, der Krone Portugal noch übriggebliebenen Vesten der Allerheiligen-Bai, die Truppen versammeln; und darauf sendete er eine Abtheilung nach dem Jesuitengebäude, eine andere nach dem Regierungspalaste. Hier hatte Dom Mendez de Vasconcellos die Wache, welcher jedoch mit dem berüchtigten Staatssekretär der Herzogin-Reichsverweserin zu Lissabon nichts gemeinschaftliches außer dem Namen, hatte. Der Bischof, der Obergeneral der Artillerie, die einflußreichsten Hauptleute und Behörden erschienen, in Folge seiner Aufforderung und vernahmen die große Zeitung aus Europa. Alle huldigten ohne Widerstand und das Volk rief mit Jubel den eingebornen König aus. Das Beispiel, welches Brasilien gegeben, ward auch in Ostindien wiederholt. Die einzelnen Umstände der merkwürdigen Umwälzung findet man in der Geschichte von Portugal erzählt.

Die Holländer, in Europa Verbündete des neuen Monarchen, schienen des wichtigen Ereignisses, welches auch ihnen in dem unaufhörlich fortgesetzten Kampfe wider den Erbfeind der Freiheit, von dieser Seite her Luft machte, nicht minder, als die Portugiesen sich zu freuen. Doch war das Vergnügen mit Besorgnissen für den gegenwärtigen Besitzstand in Brasilien gemischt.

Die politischen Verhältnisse erwirkten die Abschließung eines zehnjährigen Waffenstillstandes zwischen Dom João und der Republik. Aber dieser Vertrag hinderte keineswegs, daß nicht die Holländer sich Maranhams durch einen Staatsstreich bemächtigten. Zur Entschuldigung mußte

dienen: der Vertrag sey um diese Zeit noch nicht feierlich verkündet gewesen. Der König schwieg, im Gefühl seiner Schwäche; der Stärkere hat in der Politik niemals Unrecht.

Während die portugiesische Bevölkerung, zumal aus Pernambuko, durch die Unfälle des Krieges, durch Krankheiten und Auswanderungen bedeutend gelitten und überhaupt der Rest der Colonie dem Ruin sich nahe gesehen hatte: blühete der holländische Theil auf jede Weise empor. Pernambuk lieferte unermessene Schätze in die Kassen der Compagnie. Sie ließ Olinda nach einem neuen Plane aufbauen und sorgte nach Kräften für die Bedürfnisse der westindischen Colonisten. Allein die Eifersucht des Republikanismus ließ einen Fehler begehen, welcher unersetzlich in seinen moralischen Rückwirkungen war. Der treffliche Prinz-Statthalter wurde zurückberufen und drei Männern, als Commissären von nun an die oberste Leitung der brasilischen Angelegenheiten übertragen. Johann Moritz hatte allen Erwartungen seiner Mitbürger bisher auf das rühmlichste entsprochen und nicht nur als Krieger der Republik Trophäen, sondern auch, durch sein kluges, besonnenes und mildes Regiment die Zuneigung der Einwohner sich erworben. Bei jeder neuen Vergleichung mit frühern, portugiesisch-spanischen Statthaltern hatte er nur gewinnen können. Waren ihm gleich mannichfache Versehen während seiner Amtsführung vorzuwerfen, so kamen sie dennoch in keinen Betracht zu dem reichen Schatze von Talenten und Tugenden, die er entwickelt. Die Generalstaaten jedoch und die Compagnie fürchteten ehrgeizige Plane in dem

Prinzen, und der Argwohn trug ſich bereits mit einem neu zu errichtenden Reiche herum, an deſſen Spitze die Familie Naſſau oder jenes Mitglied wenigſtens ſich zu ſtellen gedenke.

Nachdem der Prinz zuvor noch alles gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, um das Regiment über die Colonie ſo befeſtigt, als möglich, zu hinterlaſſen, gehorchte er der höhern Bürgerpflicht und übergab den Befehlſtab an Hamel, Bas und Balleſtraten, als das von der Republik eingeſetzte Triumvirat (1643).

Die drei Männer beſaßen weder ſeinen Scharfblick in die Verhältniſſe, noch ſein Talent, noch ſeine großartige Geſinnung. Geiſtige Beſchränktheit führte bald wieder zur religiöſen Unduldſamkeit, was Oranien ſo ſtets vermieden hatte, und was bei dem Stand der Dinge doppelt unpolitiſch war. Der Fanatismus erregt bei den Bekennern des proteſtantiſchen Glaubens einen Unwillen, den niemand fühlen kann, als wer von den ächten Grundſätzen deſſelben ganz durchglüht iſt. Der Proteſtantismus, deſſen Hauptelement philoſophiſche Prüfung ſeyn ſoll, zerfällt in nichts, ſobald er eigene Götzen aufſtellt und den Wahn derjenigen nachahmt, von denen er doch, um des Geiſtes willen in der Chriſtuslehre, ſich getrennt zu haben behauptet. Die in ſeinem Schooſe gleich zu Anfang ſeines Entſtehens aufgekeimte Unduldſamkeit wider einzelne Fraktionen der neuen Kirche, wie wider den gemeinſamen Gegner, iſt eines der Haupthinderniſſe geweſen, welches den allgemeinen Sieg, Reformation über die Geiſter vereitelt, und dem in die letzten Verſchanzungen zurückge-

worfenen Feinde neue beträchtliche Verstärkungen zugeführt hat *).

Die Unbesonnenheit der neuen Statthalter, welche in politischer, wie in religiöser Hinsicht sich kund gab, erzeugte in den portugiesischen Einwohnern des holländischen Brasiliens einen Geist des Misvergnügens, welcher bald dem Gedanken einer Empörung freien Raum ließ. Der der Krone gebliebene aber hatte die Hoffnung der Wiedereroberung des Uebrigen ohnehin niemals aufgegeben. Verbindungen wurden durch alle Theile des holländischen Gebietes angeknüpft. Ein besonnener und patriotischer Krieger, Fernandez Vieira, durch Reichthümer und Freundschaften mächtig, stellte sich an die Spitze der Bewegung. Die Wiedereroberung von Matanham durch die dortigen Pflanzer hatte den Verschwornen neue Zuversicht und Ermuthigung verliehen.

Aber im nämlichen Augenblicke, wo Jener die Hauptstadt des holländischen Brasiliens durch einen kühnen Streich in seine Gewalt zu bringen gedachte, wurde das Unternehmen durch Verrätherstücke vereitelt. Von jetzt an war alle Hoffnung nur auf offenbaren Kampf gestellt (1645).

Vieira entwickelte einen unerschütterlichen Muth und eine heldenmüthige Beharrlichkeit. Er hatte mit dem Feinde, mit der Apathie der Pflanzer, dem Neide der Altportugiesen, den Intriguen des Cabinets zu ringen. Die holländische Regentschaft, des neuen Geistes staunend, welchen Vieira den Seinigen zu geben bemüht war und

*) Verfasser dieser Geschichte ist Katholik, aber in der ursprünglichen Bedeutung des Namens.

für ihre Besitzungen zitternd, begehrte von der Compagnie Verstärkungen und Hülfegelder. Aber sie trafen viel zu langsam ein, um wesentliche Erfolge zu verbürgen. Anderseits nahm der portugiesische Vicekönig den günstigen Augenblick wahr, welcher allen Erwartungen entgegen, sich plötzlich eingestellt. Eine Abtheilung Truppen stieß zu den Kriegshaufen Vieira's und man beschloß die bereits erworbenen Vortheile auf alle Weise weiter zu verfolgen.

Der Obrist Vidal erhielt über den abgesendeten Zuzug den Befehl. Die ersten Unternehmungen fielen glänzend aus. Die moralische Kraft kam den Verzagten immer mehr und mehr zurück, und wich dagegen bei den Holländern. Eine niedrige Krämerseele unter den letztern verkaufte sogar das wichtige Fort Nazareth an die Portugiesen, für eine Summe von 18,000 Thalern. Damit fielen auch die frischangekommenen Verstärkungen den Siegern in die Hände.

Nach diesem Schlage fielen auch, hintereinander, Porto-Calvo, die Mündung von Rio-San Francisco und andere bedeutende Punkte mehr an die alten Herren zurück. Erstern nahm Cristobal Cavalcante, letztern Valentin Roccia. Das Glück fuhr fort, die Begeisterung Vieira's allenthalben zu krönen. Er führte den Krieg mit eben so viel Besonnenheit und Gewandtheit, als Muth und Ausdauer; er trug ihn bald in die Besitzungen der Feinde selbst hinein. Er wagte es förmlichen Befehlen des Hofes zu Einstellung der Feindseligkeiten mit der Erklärung entgegen zu handeln, daß sein Souverän ihm einen Ungehorsam verzeihen werde, der

ihm den kostbarsten Diamant seiner Krone zurück verschaffte.

Die Ankunft des berühmten Sigismunds mit neuen Verstärkungen und eine Veränderung im Personale der Regentschaft konnten allein die schnellen Fortschritte Vieira's wieder eine Zeitlang hemmen. Die Generalstaaten und die Compagnie entschlossen sich zu außerordentlichen Anstrengungen. Dieser Entschluß erhob mit einem Male auch die Thätigkeit des neuen Königes von Portugal, dessen Geist kaum dem so eben vollendeten eigenen Werke gewachsen schien. Er sandte den Francisco Baretto de Menezes, einen durch kriegerische Eigenschaften ausgezeichneten Edlen, als künftigen Statthalter und Oberfeldherrn der Colonie. Es war dieser zum Glück für dieselbe ein dem Vieira ebenbürtiger Charakter. Ohne Empfindlichkeit legte Letzterer den so ruhmvoll geführten Befehlstab in die Hände seines Nachfolgers; neidlos ehrte Baretto Menezes hinwiederum die Verdienste des Vorgängers und benutzte seine Talente zu dem gemeinsamen Vortheil des Königes. Ihre Eintracht war es größtentheils, welche die nunmehrigen glücklichen Erfolge herbeigeführt.

Die Schlacht bei Guararapi, in der Nähe von Pernambuko geliefert, war die erste und wichtigste Waffenthat. Die Holländer erlitten, nach löwenmuthiger Gegenwehr, eine vollständige Niederlage und Sigmund empfing gefährliche Wunden (1648). Als er wiederum im Stande war, in das Feld zu rücken, nahm er Olinda und verwüstete Reconcave (1650).

Der Vicekönig, durch anfängliches Glück sorgloser geworden, erhob sich zu neuer Thatkraft

nach diesen Unfällen. Besonders schmerzlich fiel auch den Portugiesen der Tod Camerans, des vieljährigen und vielgetreuen Anführers der Eingebornen. Man hatte aber dafür den Trost, bei den Pflanzern und Kaufleuten eine täglich männlichere Gesinnung und kriegerischern Geist sich offenbaren zu sehen. Die nunmehrigen Kämpfe bieten übrigens wenig Erhebliches und Interessantes dar; sie tragen meist das Gepräge eines wechselreichen Parteigängerkrieges. Die Portugiesen, wie die Holländer sahen sich von den Mutterstaaten fast ausschließlich auf ihre eigene Kraft verwiesen. Die Holländer hielten sich längere Zeit in Recif eingeschlossen; alle Anstrengungen Sigismunds scheiterten an der Beharrlichkeit der Belagerer (1653). Dennoch blieb den Truppen der Compagnie darin noch ein großer Vortheil, daß ihre Flotte das brasilische Meer für und für beherrschte, während die Portugiesen zur See durchaus sich nicht zu zeigen wagten. Recif war der Schlüssel dieses Besitzes: von diesem Punkte hing das Schicksal der Gesammt-Colonie ab. Sigmund, der dies fühlte, bot alle Künste seines erfindungsreichen Genies auf, um seinem Vaterlande die Frucht langer und kostbarer Anstrengungen zu retten. Aber es ward ein anderes entschieden.

Im siebenten Jahre, seit der Kampf in Pernambuko sich entsponnen hatte, traf die Escadre Pedro-Jaime de Magagliones, dazu bestimmt, die Handelsschiffe der Portugiesen bis nach Europa zu geleiten, in den Gewässern von Brasilien ein. Man foderte den Admiral derselben auf, die Truppen des Königs in einem entscheidenden Schlage wider Recif, von der See-

ſeite her zu unterſtützen. Eine Zeitlang wich Magagliones aus; endlich erklärte er, dem Gutachten ſeines Generalſtabes folgen zu wollen. Derſelbe war für das Unternehmen: der Nationalſtolz ſiegte in tapfern Kriegs- und Seeleuten über alle andern Bedenklichkeiten.

Dem edlen Vieira ward von Baretto, in ſicherm Gefühl des Kommenden, die Ehre des erſten Angriffs vergönnt. Der den langen Krieg zuerſt begonnen, ſchien der ſicherſte Bürge für die nunmehrige Beendigung deſſelben.

Der Erfolg entſprach Baretto's Hoffnungen. Während dieſer alle Anſtrengungen wider das eine Hauptfort richtete, erſtürmte Vieira das andere. Trotz eines mörderiſchen Feuers von Seite der Belagerten drangen die Portugieſen raſtlos vorwärts, und Minen, welche ein talentvoller franzöſiſcher Ingenieur an mehrern wichtigen Punkten zu graben wußte, vereitelten der holländiſchen Batterien furchtbaren Widerſtand. Nunmehr fliehen auch die Hülfstruppen der Eingebornen, welche bis zu dieſem Tage mit den Holländern gemeinſame Sache gemacht, und ſchwimmen, ſchreckergriffen, über den Fluß. Die Minen drohen Tod und Zerſtörung. Capitulationsverſuche folgen. Die Portugieſen ſtürmen während deſſen ein drittes Fort und ſie ſtehen bereits unter den Mauern der Stadt. Noch entſchließt ſich der tapfere Sigismund zum verzweiflungsvollſten Widerſtand, aber das Volk wird ſchwierig und begehrt einen Vertrag. Der holländiſche Oberfeldherr weicht der bittern Nothwendigkeit. Der Hafen, die Stadt und die Forts werden übergeben; mit allen kriegeriſchen Ehren zieht die Beſatzung

aus; aber alle von den Niederländern noch beſſeſſenen Landſchaften müſſen an die Portugieſen übergeben werden. Der 27ſte Januar 1655 gab dem Könige von Portugal die Colonie Braſilien wieder.

D. João IV., welcher die tapfern Vertheidiger ſeiner Rechte in dieſem Lande ohne Unterſtützung gelaſſen, ehrte nunmehr, des unverhofften Gewinnes hochfrohlockend, zum mindeſten die Verdienſte der Sieger. Das Mutterland pries Vieira, durch den das Größte geſchehen war, in Geſang und Rede, wie einen Helden der alten Zeit.

Braſilien ſelbſt hatte durch den Einbruch und die Herrſchaft der Holländer im Ganzen mehr gewonnen, als verloren. Der Eifer für Induſtrie, Handel und Cultur war, mehr als zuvor, geweckt worden und manche Spuren geiſtiger Wirkſamkeit, beſonders von Seite des ſtatthalteriſchen Hauſes Naſſau, waren noch lange ſichtbar.

Vierzehntes Kapitel.

Entdeckungen im Innern des Landes Braſilien. — Die Pauliſten. — Buenno.

Von den Scenen des Kampfes und der Zerſtörung wenden wir uns zu den friedlichern der Entdeckungen im Innern des Landes und zu den noch gräuelvollern Scenen fanatiſch-commerzieller

Tyrannei auf mehr als einem Punkte der Colonie. Ueberall, wo wir hinblicken, hat der Fuß des Europäers blutige Spuren seines unversöhnlichen Mordgeistes hinterlassen, und nur mühsam hat die Hand der Kultur in späterer Zeit diese Spuren verwischt.

Auf der äußersten Südspitze von Brasilien gedieh die Bevölkerung ziemlich rasch. Aus den Verbindungen, welche die ersten europäischen Ansiedler mit Frauen und Töchtern der Eingebornen schlossen, entsproßte eine eigenthümliche gesunde und kräftige Menschenrace. Sie führten abwechselnd die Namen „Mammelucken" und „Pauliſten".

Diesen Theil der Bewohner Brasiliens beseelte von Anfang an ein besonderer Trieb nach Entdeckungen. Sie zeigten einen ungewöhnlichen Grad von Ausdauer und Verachtung aller Gefahr. Unempfindlich gegen die physischen Uebel, von der Ausbeute der Jagd und wilden Kräutern lebend, führten sie ein wahres Nomadenleben, und der einzige Fortschritt, welchen sie in der Civilisation wiederum gemacht, war ein industrieller, scheußlicher, nämlich der Handel mit Eingebornen, die sie eingefangen hatten. Das schändliche System, wodurch ihre Brüder in andern Theilen des Landes sich befleckt, entwickelte sich auch hier in voller Blüthe. Die Jesuiten haben das Verdienst, die ersten Schritte im Interesse der Humanität gethan zu haben. Aber diese Schritte selbst, da sie mit weniger Klugheit geschahen, fielen dem Mutterlande zum Nachtheil, den Eingebornen zu größerm Verderben aus. Die Pauliſten, welche man, einiger abweichenden Ge-

bräuche willen, der Ketzerei beschuldigte, erklärten sich unabhängig und bildeten eine Art Republik. Mit gesteigerter Wuth verfolgten sie die armen Eingebornen, welche durch unbesonnene Beschützer nur desto mehr blosgestellt worden waren.

Die Pauliſten befiel, gleich den übrigen Europäern, plötzlich nun das Goldfieber. Sie wagten von Zeit zu Zeit kleine Züge nach der peruaniſchen Gränze, wo ſie den geliebten Gegenſtand am ergiebigſten vermutheten. Die große Entfernung der Landſchaft Mato-Groſſo jedoch und die unaufhörlichen Kämpfe mit den Eingebornen waren hierin ſehr hinderlich. Wichtige Minen waren bereits von frühern Reiſenden angezeigt, aber noch immer nicht unterſucht worden. Selbſt die Schätze von Jaragua, in deren Beſitze die Pauliſten ſich befanden, lagen noch immer im geheimnißvollen Schrein der Erde verſchloſſen. Nach und nach bildeten ſich nun die ſogenannten „Bandeira's", kleine Caravanenzüge zu Entdeckung und Unterſuchung von Minen; an ihrer Spitze ſtanden die „Certaniſta's", trotzige, muthvolle, verſchlagene Häuptlinge, welche für Ruhm und Beute alles auf das Spiel ſetzten und kein Unrecht zu groß fanden, wenn es nur zum gewünſchten Ziele führte. Noch lebt der Name des berühmten Bartolomeu Buenno im Munde der Portugieſen. Er war es, welcher die reichen Gruben der Statthalter Goyas, gerade in der Gegend der heutigen Hauptſtadt zuerſt entdeckt hatte (1670).

Leider befanden ſich dieſe Gegenden viel zu weit von dem Hauptſitze der Pauliſten entfernt,

als daß gleich Anfangs alle die Vortheile gewonnen worden wären, welche man ſich zu verſprechen berechtigt war. Erſt Antonio Rodriguez gelang es, in Verbindung mit zwei Abenteurern der Pauliſten-Colonie (Manoel Garàs und Salvador Fernandez) die Reichthümer von Minas-Geraes aufzufinden. Es fand das Gold ſich mitten im Sand, auf der Oberfläche der Berge. Wäre es in damaligen Zeiten möglich geweſen, ein Geheimniß dieſer Art zu verſchweigen, ſo würde die neue portugieſiſche Regierung ungeheure Summen gewonnen haben. Allein die Sache wurde zu ſehr Eigenthum von Vielen und lockte allzuheftig die Neugierde und Habſucht, als daß ausſchließlicher, dauerhafter und vollſtändiger Beſitz ihr hätte werden können. Es erging nach und nach Portugal, wie Spanien; die Reichthümer der neuen Welt halfen die alte arm machen.

Funfzehntes Kapitel.

Der Negerſtaat Palmarès und deſſen Schickſal.

Während die meiſten Bündniſſe und Unternehmungen der Neger in Amerika für Wiedergewinnung ihrer Freiheit durch den Mangel an Kultur, an innerm Zuſammenhang und durch die Ueberlegenheit des europäiſchen Genie's zu Grunde

gingen, gelang es dennoch schon im sechszehnten Jahrhundert zwei Abtheilungen Neger, welche der Sklaverei entronnen waren, in der Statthalterschaft Pernambuko, ohnweit Porto-Calvo, sich fest zu begründen und das Bild eines geordneten Zustandes der Dinge darzustellen. Leider erhielt sich aber auch von diesen Niederlassungen nur die eine; die andere ward, nach mehrmaligen heftigen Angriffen von Seite der Holländer, welche von der Nähe und dem Beispiel solcher schwarzen Republiken Gefahr für ihre Besitzungen fürchteten, ohngefähr hundert Jahre später, beinahe gänzlich zerstört.

Das Beispiel der erstern hatte jedoch Nachahmung erweckt. Eine Bande Neger wußte um das Jahr 1650 seine Fesseln zu zerbrechen, mit Schießgewehren sich zu versehen und in den Ruinen der Colonie ihrer Vorfahren sich anzusiedeln. Bald folgte eine große Zahl von Schwarzen und selbst von Farbigen ihnen nach. Man baute eine Art Stadt, welche, da von den Pflanzungen ihrer ehemaligen Herren ein ziemlich großer Zwischenraum sie trennte, Halt und Sicherheit genugsam darbot. Da dem neuen Gemeinwesen Weiber fehlten, um sich fortzupflanzen, so ahmten seine Bewohner das von den Römern gegen die Sabiner gegebene Beispiel ziemlich vollständig nach; sie raubten die Frauen beinahe aller Farbigen in der Runde. Bald vergrößerte sich der Schreck ihres Namens. Sie setzten ihre Räubereien ungestraft in dem Gebiete der Brasilo-Portugiesen fort und diese mußten die Sicherheit ihrer Besitzungen mit jährlichen Geschenken erkaufen. Ja sie gingen noch weiter, genöthigt durch

die damaligen, so kritischen Umstände. Sie schlossen mit dem schwarzfarbigen Räuberstaate eine förmliche Allianz, und verhandelten Flinten und Schießbedarf an sie. Bald nahm die Colonie, als ihr Daseyn gegen Außen geschirmt schien, gegen Außen einen anständigern Charakter an. Mit der steigenden Bevölkerung der kleinen Nation mehrte sich das Bedürfniß einiger Civilisation. Sie fingen an Ackerbau zu treiben, und dieser sänftigte ihre Sitten. Die Bewohner nahmen von der Hauptstadt den Namen „Palmarestaner" an. Sie gaben sich selbst eine Art Verfassung, und übertrugen durch freie Wahl einem der verdienstvollern Häuptlinge, Zombi genannt, die oberste Leitung ihrer Angelegenheiten. Sein Nachfolger ward aus der Reihe der erfahrensten und tapfersten Gefährten genommen. Auch Magistrate wurden gewählt und Gesetze aufgestellt. Ihre Religion schien eine Art Christenthum, gemischt mit den alten religiösen Vorstellungen und Gebräuchen der verschiedenen Stämme, aus denen die Nation zusammen floß, gewesen zu seyn.

Der Ackerbau machte täglich größere Fortschritte in Palmarès. Große Landstrecken, welche längere Zeit öde gestanden hatten, sah man nach und nach urbar gemacht und ein Dorf nach dem andern in Wüsteneien erstehen. Man befestigte die Hauptstadt bestmöglichst, nämlich mit ungeheuern, dicken Holzpflöcken, welche in den Wäldern gefällt worden waren. Die Häuser waren nicht regelmäßig aneinander gereiht und durch Straßen verbunden, sondern jede Wohnung stand einzeln, wie noch heut zu Tage in vielen Flek-

ken der alten Cantone Helvetiens, umgeben von dem Gute des Besitzers, umflossen von verschiedenen Bächen, welche sowohl für die Gewerbe des Eigenthümers, als für die persönlichen Bedürfnisse desselben das Wasser darreichten.

Es war zu vermuthen, daß der despotische Geist europäischer Aristokraten und Kaufleute den Flor einer solchen Race, der man noch immer nicht die allgemeinen Rechte der Menschheit zugestanden hatte, mit Neid und Unmuth ansah. Im dreißigsten Jahre somit, seit der neue Negerstaat bestanden hatte (1696), entschloß sich die portugiesische Regierung, geschreckt durch das ungewöhnliche Wachsthum desselben — bereits zählte er über zwanzigtausend Seelen — zu dessen Untergang.

Der General Don Juan de Lancastro war der Generalcapitän, welcher die schimpfliche Ehre genießt, ein Volk von frohen und glücklichen Menschen, welches der Freiheit durch Muth und Fleiß sich würdig erzeigte, im Einverständniß mit Bahia's Statthalter, D. Gaetano Mello, vernichtet zu haben. Ihre beiden Namen stehen im Judasfluch der bessern Menschheit.

Die erste Truppen-Abtheilung, welche gegen Palmarès entsendet wurde, bestand aus 7000 Mann, jedoch ohne mit Artillerie versehen zu seyn. Man hielt den Sieg über die Schwarzen allzu leicht. Allein man betrog sich das erstemal. Die Brasilo-Portugiesen wurden auf offenem Felde, wo persönliche Tapferkeit sich zeigen konnte, vollständig geschlagen. Auch die ersten Angriffe auf die allzuverachteten Befestigungen der Stadt

mißlangen. Die Europäer ermannten ſich jedoch bald wieder und vertrauten ihrer erprobten Kunſt, ſyſtematiſch die Tapferkeit zu ermüden und die Tugenden der Vaterlandsliebe unnütz zu machen. Sie blokirten die Stadt und brachten ſie in äußerſte Hungersnoth. Darauf, als die Belagerungswerkzeuge und das grobe Geſchütz in hinlänglicher Anzahl eingetroffen, beſchoſſen ſie dieſelbe mit Macht.

So wacker auch die Palmareſier für ihre Perſon ſich hielten, ſo vermochte ihr in Kindheit noch befangener Verſtand doch nicht, den vereinigten Liſten und Schrecken der Feinde zu widerſtehen. Der Hunger, welcher die Leiber, das Feuer, welches die Häuſer reihenweis niedermähete, brachen endlich alle Kraft des Widerſtandes. Der oberſte Anführer, in der bittern Wahl zwiſchen Tod und Knechtſchaft, wählte den erſtern. Er ſtürzte ſich von einem Felſen der Stadt herunter. Seine Gefährten folgten dieſem Beiſpiel. Der Sieger habſüchtige und gemeine Wuth erreichte nur noch die Weiber und Wehrloſen. Sie wurden für den Dienſt der Coloniſten als Sclaven verkauft. Neben vielen Miniſtern, Generalen und Kriegsknechten Europa's in dieſer Zeit, ſtehen Zombi und die Neger von Palmarès in hoher Glorie da. Es war der erſte Beweis geführt, der hernach auf Hayti ſich wiederholt hat, daß das Großartige von jeder Menſchenraçe ausgehen kann, und die weiße Farbe kein ausſchließlicher Erkennungs-Teint für Günſtlinge der Civiliſation iſt. Die Ruinen von Palmarès ſind ein ewiges Denkmal der Schmach für das Braſilien dieſer Zeit, und zeugen von

der tiefen Ohnmacht und Geistesstufe derjenigen, welche damals den Namen europäischer Bildung entweihten.

Sechszehntes Kapitel.

Fernere Entdeckungen im Innern von Brasilien. — Buenno der Sohn. — D. Antonio d'Albuquerque.

Die Unternehmungen der Pauliſten wurden von immer größerm Erfolge gesegnet. Die Bevölkerung mehrte sich mit jedem Jahre durch den starken Zuwachs aus Europa. Die Erbauung eines neuen Fleckens wurde nothwendig; er erhielt den Namen Villa-Ricca. Bald aber wurden die Bewohner desselben in dem Genuß erworbener Reichthümer gestört, als auch von Rio-Janeiro Minengräber gesendet wurden und Zwietracht unter die beiden Parteien kam. Auf demselben Boden, wo die alten Eingebornen des Landes einst vom Fanatismus christlicher Ankömmlinge geschlachtet worden waren, würgten sich nun die Söhne der Mörder haufenweis um elende Goldbarren.

Die Pauliſten zogen bei diesem Streite den Kürzern: sie appellirten an D. Pedro, den Regenten von Portugal, welcher durch einen Staatsstreich, gleich dem des ..... Dom Miguel in neuester Zeit seinem Bruder D. Alfonso Krone und Gattin geraubt hatte. Die Entscheidung

des Uſurpators, welcher für den Hof den größten Gewinn aus dieſen Streitigkeiten zu ziehen eilte, lautete für beide Theile im Sinne jener bekannten Fabel Aeſops. Ein talentvoller Mann wurde an die Spitze der Verwaltung der Provinz Minals geſetzt. Mit Mühe gelang es D. Antonio D'Albuquerque, unter wuth- und rachеſchnaubenden Parteien den Frieden herzuſtellen. Er verordnete die Abgabe des Fünftels von allem zu gewinnenden Golde in den königlichen Schatz. Noch mehrere andere Ordonanzen, erlaſſen in Bezug auf die Bergwerke, folgten. Albuquerque zeigte Erfahrung, Takt und Ordnungsliebe in ſeiner Verwaltung. Er ſchien bei derſelben nach einem Syſteme zu handeln (1711).

Die Kühnheit des jüngern Buenno vollendete, in Bezug auf die Entdeckungen, was ſein Vater begonnen. Der Orte, die er mit dieſem in ſeiner Jugend durchirrt, dunkel ſich erinnernd, drang er, an der Spitze eines Zuges, durch Wüſten und unwirthbare Gegenden, nicht ohne die größten Gefahren zu beſtehen. Verſchiedene Entdeckungen waren ſchon gemacht und die Muthloſigkeit der Gefahren Buenno's ſchien mit dem Gewonnenen zufrieden geſtellt. Allein der Anführer blieb unerſchütterlich auf ſeinem Vorſatz, das Ziel weiter hinauszuſetzen.

Nach drei Jahren endlich der Mühſale und der Anſtrengungen, machte Buenno die Erfahrung, daß er gerade in einer dem Lande der Goyas entgegengeſetzten Richtung vorgedrungen ſey. Bei ſeiner Rückkehr nach St. Paul erhielt er zur Belohnung für ſeine Verdienſte, den Auftrag zu einer neuen Entdeckungsreiſe. Auf dieſer

entdeckte er zuletzt das Ziel funfzigjähriger Sehnsucht. Er brachte seinen Gefährten eine Menge Goldes mit, und erhielt den Titel eines Capitän Moor der neuen Entdeckungen. Bald kehrte er zu ihnen zurück.

Die Eingebornen setzten ihm jetzt Schwierigkeiten entgegen, und mannichfache Kämpfe fanden statt. Endlich verglich er sich mit ihnen und schloß einen Freundschaftsvertrag. Derselbe gewährte ihm den Vortheil genauerer Kenntniß der reichsten Goldminen. Die neue Niederlassung gedieh in kurzer Zeit auf das Schnellste; leider aber vernachlässigte man über den Goldbergwerken die noch reichere Goldgrube jedes Staates, den Ackerbau. Dieses System hatte für die Civilisation der Statthalterschaft Goyas, des eigentlichen Mittelpunktes von Brasilien, wesentliche Vortheile. Eine Menge von alten Vorurtheilen blieb zurück, und die Provinz ist noch jetzt an intellectueller und politischer Cultur weit unter den übrigen. Auch hinsichtlich der Bevölkerung hat sie keineswegs zugenommen; nur die reichen Naturschätze, die sie fortwährend in sich verschließt, sichern für die Zukunft erfreulichere Blüte und Fortschritte.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Zug von Duguay-Trouin. Eroberung Rio-Janeiro's durch die Franzosen.

Um eben dieſe Zeit (1711) änderte ſich in dem Cabinete von Lisboa die Richtung der auswärtigen Politik. Die freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Frankreich wurden aufgegeben, und das Bündniß mit England, dem Nebenbuhler von Frankreichs Macht, geſchloſſen. Es wurde für Portugal verhängnißvoll.

In Folge dieſer neuen Wendung der Dinge, welche den wichtigen Handel dieſes Landes unter den Schutz, d. h. in die Hände der Briten, gab, beſchloß der Verſailler Hof feindliche Ueberziehung der Colonien Portugals; der erſte Verſuch, welchen Capitän Duclerc auf die Hauptſtadt Rio-Janeiro gewagt, lief unglücklich ab; der Anführer wurde, gegen alles Völkerrecht, nach abgegebenen Waffen getödtet; die Mannſchaft, mit Mühe dem Grimm der Braſilo-Portugieſen entzogen, ſchmachtete in langer Gefangenſchaft. Die begangenen Grauſamkeiten hatten die Abſicht zum Grunde, die Wiederholung der frühern Einbrüche fremder Staaten in das Gebiet der Colonie, durch abſchreckende Beiſpiele für immer zu vereiteln.

Allein dieses System des Oberstatthalters, Dom Francisco de Castro, fand schnelle Züchtigung durch ähnliche Rache, welche die Landsleute der Mißhandelten an dem Feinde nahmen. Einer der ausgezeichnetsten Hauptleute der französischen Marine, Duguay-Trouin beschloß, die Verstärkungen der französischen Regierung nicht erst lange abzuwarten. Mit den nöthigen Geldern von einer Gesellschaft ausgerüstet und über eine kleine Zahl Truppen nur verfügend, durchbrach er kühn den Zwischenraum, der von Mittel-Amerika ihn trennte. Er erschien mit nicht mehr als funfzehn Schiffen im Hafen der brasilischen Hauptstadt, nach Besiegung einer Reihe der größten Schwierigkeiten. Er brachte das Feuer des Fortes, welches den Eingang in die Bucht vertheidigte, alsbald zum Schweigen; er bemächtigte sich eben so schnell der Ilha das Cobras und pflanzte die französische Fahne auf.

Bald überzeugte sich Duguay-Trouin von der Schwierigkeit einer Belagerung Rio-Janeiro's selbst. Alle Maßregeln der Vertheidigung waren aufs Trefflichste geordnet. Aber sie erschütterten ihn in seinem Vorhaben keineswegs. Er säuberte das Gestade durch das Feuer der viel größern Schiffe, brachte eine Landung zuwege und stellte sich an die Spitze seines kleinen Heeres. Während er selbst den Befehl über das Centrum behielt, übernahmen der Ritter von Goyon die Anführung des Vortrabs, der von Courserac aber diejenige der Nachhut. Die Tapfern stürmten unwiderstehlich gegen die vortheilhaften Posten an und nahmen sie. Die Operationen aller drei Abtheilungen griffen auf das Glücklichste ineinan-

der. Dennoch drohte der französischen Tapferkeit der Verrath eines ihrer eigenen Landsleute, trotz der errungenen Vortheile, Mißlingen. Ein gewisser Obrister Dubocage erkundigte sich bei Gefangenen, von Duguay-Trouins Heer, welche durch die Portugiesen gemacht worden waren, nach der Zahl, der Lage und allen Verhältnissen des französischen Heeres und seiner Stellung. Er erhielt sehr wichtige Aufschlüsse, und gedachte sie bereits zum Verderben seiner Landsleute zu benutzen. Aber die Tapferkeit siegte auch diesmal über alle Berechnung, und entging der mit vieler Kunst gelegten Schlinge.

Duguay-Trouin erhielt die Ueberzeugung, daß von den Batterien der Insel Cobras die Stadt völlig bestrichen und in Trümmer geschossen werden könne. Er gedachte der unversöhnten Manen Duclercs; er gedachte aber auch des Jammers der Bewohner, und des Urtheils der Nachwelt. Demnach beschloß er Gerechtigkeit und Rache, Nothwendigkeit und Humanität bestmöglichst mit einander zu versöhnen. Er schrieb einen Brief an den Statthalter, schilderte lebhaft Duclercs Ermordung und seiner Gefährten Mißhandlung. Hinfür begehrte er Auslieferung der Thäter, völlige Genugthuung, Losgabe der Gefangenen und Bezahlung der Kosten dieses Zuges. Im Weigerungsfalle drohte er der Stadt und ihren Vertheidigern das Aeußerste.

Der Gouverneur antwortete kalt und stolz, schlug die Bedingungen ab und erklärte, daß er auf seinem Posten zu sterben wissen werde. Der Franzose rüstete sich darauf zu energischen Maßregeln. „Das Feuer der französischen Batte-

rien" — Herr Taunay möge für uns reden — „fuhr ununterbrochen fort zu wüthen und beschädigte die Befestigungen der Benediktiner außerordentlich. Der Sturm wurde auf den folgenden Morgen festgesetzt. Man benutzte die Finsterniß der Nacht, um einige Schaluppen mit Truppen abzuschicken, welche der fünf, längs der Küste kreuzenden portugiesischen Schiffe sich bemächtigen sollten. Leider erhob sich nun ein fürchterlicher Sturm und entdeckte ihre Annäherung. Ein mörderisches Musketenfeuer entwickelte sich, ohne jedoch die Franzosen aus der Fassung zu bringen. Als Duguay-Trouin das Feuer der Schiffe auf die Schaluppen sich ausströmen sah, brannte er selbst eine Kanone los und gab dadurch das Zeichen, daß alle Batterien zu gleicher Zeit gegen die Stadt spielen sollten.

Dieser Donner des Geschützes, noch fürchterlicher durch den natürlichen Donner und den mächtigen Wiederhall der Bucht, der vereinigte Blitz der Feuerschlünde und der Blitze, — dies alles erfüllte die Bewohner der Stadt mit ungeheurem Schrecken. Himmel, Erde und Hölle schienen wider sie verschworen. In großer Unordnung flohen sie, die besten ihrer Schätze mit sich schleppend, in das Innere des Landes. Das Kriegsvolk selbst und der Generalstab verließen die Bollwerke. Die Stadt war verlassen; aber der Knall des Donners und der Rauch des Geschützes hatten Duguay-Trouin die Kenntniß dieser Flucht entzogen."

Die Einnahme der Stadt war somit auf alle Weise erleichtert worden. Nur unter den Forts der Benediktiner, lauerte der Minen tücki-

ſches Feuer. Zum Glück noch kam durch Ueberläufer dem Sieger Kunde hievon, und er konnte ſich gegen die hölliſchen Wirkungen ſchützen. Bald hörte die Zerſtörung auf und die Plünderung begann. Nach einer Weile erſt wurde ihr geſteuert (Septbr. 1712).

Nach dem Verluſte der Hauptſtadt, bereitete D. Francisco de Caſtro in einiger Entfernung weitern Widerſtand. Allein fruchtlos. Das Glück und die Umſtände waren wider die Portugieſen. Der Oberſtatthalter erkannte die Nothwendigkeit eines Vergleiches. Die Löſung Rio-Janeiro's ward auf 1,525,000 franzöſiſche Franken feſtgeſetzt, welche binnen funfzehn Tagen erlegt werden mußten. Eben ſo begehrte man über hundert Kiſten Zucker und andere Mundbedürfniſſe für das Kriegsvolk. Als die Summe erlegt und das Uebrige herbeigeſchafft worden war (Octbr. 1712), erlaubte man auch den Kaufleuten, die Waaren wieder zu löſen, deren die Franzoſen ſich bemächtigt hatten. Ueber ſieben und zwanzig Millionen koſtete im Ganzen, nach ziemlich genauer Berechnung, dieſer Zug der Colonie. Reich beladen ſtach Duguay-Trouin nunmehr wieder in die See, und erfreute ſein Vaterland durch die Nachricht von der glänzenden Rache, die er für die Ehre des franzöſiſchen Namens genommen. Leider verlor er unterwegs eines der beſten ſeiner Schiffe durch Sturm (Nov. 1712).

Die portugieſiſche Regierung in Braſilien beſchäftigte ſich nach dem Abzug der ſchlimmen Gäſte ernſtlichſt mit Einbringung des erlittenen Schadens. Der Friede von Utrecht verſöhnte das

Mutterland und die Colonie mit Frankreich wieder und der Handel nahm einen neuen Schwung. Das brasilische Gebiet wurde in jenem Frieden sogar vergrößert und die ausdrückliche Bestimmung gemacht, daß beide Ufer des Amazonenstromes Portugal zugehören sollten, den Franzosen war hinführo verboten, den Fluß Vicente Pinson zu überschreiten, um Sklaven zu machen (1713).

Während jedoch dem Küstenlande endlich Ruhe geworden, störten die Pauliſten, wegen Erbauung der Stadt Sabara, den Frieden im Innern. Durch Bestallung eines Oberhauptes aus ihrer eigenen Mitte, welcher unmittelbar unter dem Oberſtatthalter Brasiliens ſtand, verglich das Gouvernement den Span auf die beſonnenſte Weiſe.

Die Pauliſten ließen um dieſe Zeit von ihrem abenteuernden Hange nach und nach ab; ſie beſchäftigten ſich in verſchiedenen Niederlaſſungen mit Induſtrie und ſuchten nunmehr die Früchte ihrer Anſtrengungen zu genießen. Wohnungen, Kirchen, Dörfer, ja Städte erhoben ſich allmählig. Mariana wurde der Mittelpunkt aller Minen und bald auch der Sitz eines Biſchofs. Später erhob ſich Guyaba, ohnweit des Paraguay, durch Reichthum und Pracht mitten in öden Wüſten herrlich (1715). Der Höhepunkt der Minenkultur muß in dieſer Periode geſucht werden.

Trotz dieſes Umſtandes wurde Brasilien ſehr vom Mutterlande vernachläſſigt. Es ſchickte der Colonie nur wenige Manufakturen, als Tauſch, für ſein Gold. Ja, planmäßig arbeitete egoiſtiſche Eiferſucht dahin, die europäiſche Induſtrie den Braſilianern gleichſam verborgen zu halten.

Die verderblichen Folgen, welche die politische und intellektuelle, wie die merkantilische Kultur schwächten, fielen aber eben so sehr auf die Portugiesen zurück und halfen in neuester Zeit nicht wenig die ewige Trennung befördern.

Um einen Begriff von dem Reichthum dieser Tage sich zu machen, darf man nur in Erinnerung bringen, daß allein die erste von Guyaba ausgelaufene Flottille einen Schatz von 22 Millionen Pfund Goldes brachte. Zwar wurde dieselbe auf dem Paraguay von einer wilden Völkerschaft aufgefangen; aber ein großer Theil kam, da diese letztere zum Ankauf mancher Bedürfnisse sich genöthigt sah, mehr oder weniger in die Hände der Europäer wieder (1730). Später zog die Krone aus den Minen von Mato Grasso über 25 Millionen Pfund Gold. Und dennoch war solches blos aus sehr ungeschickt und mangelhaft vollzogener Sandwascherei gewonnen worden. Viele reichhaltige Goldsandminen sind noch immer nicht gehörig untersucht oder benutzt. Auch der Bau des einheimischen Zuckerrohrs am St. Lorenzo, durch Antonio d'Almeida zuerst gehörig eingeleitet, erwartet noch sorgsamere Pflege.

Alle die reichen Naturschätze des Landes Brasilien bereicherten nicht den Mutterstaat, welcher auf das unverantwortlichste den Haushalt dort und hier besorgte, sondern blos das gierige England, welches bereits, wie ein riesenhafter Meerpolyp um Portugal sich angesponnen, bis zur neuesten Zeit, wo ihm vergönnt ward, auch die letzten edlen Säfte, durch eine treulose und gemeine Politik ohne Gleichen, vielleicht für immer auszusaugen.

Die Geſchichte der dreißiger und vierziger Jahre iſt für Braſilien äußerſt mager. Die Ereigniſſe mit den Jeſuiten, wegen St. Sagramento wird in der Geſchichte von Paraguay erzählt werden.

Unter Pombals Regierung ſchienen die Sachen der Colonie neuen Schwung nehmen zu wollen. Er verlegte den Sitz der Oberſtatthalterei von St. Salvador nach Rio-Janeiro, beſonders aus Rückſicht ihrer größern Nähe zu den Minas-Geraes. Sein Bruder wirkte, als Generalgouverneur längere Zeit mit Thätigkeit und Erfolg. Die Austreibung der Jeſuiten mag zu den wichtigſten Wohlthaten, in politiſcher Hinſicht, gerechnet werden, obgleich nicht zu läugnen iſt, daß ſie, wie wir ſchon früher einmal erwähnt, in kulturhiſtoriſcher Beziehung von großen Verdienſten um Braſilien und Paraguay ſind.

Die Civiliſirung der Eingebornen und die Verbeſſerung ihres Zuſtandes beſchäftigten den Kopf jenes großen Mannes ſehr. Die Ouctakazes, eine der wichtigſten unabhängigen Nationen, wurden für die Europäer gewonnen (1757). Ihrer bediente man ſich in dem mörderiſchen Kampfe, welchen die Braſilo-Portugieſen mit den Boutocoudes und ihren Verbündeten um das Jahr 1767 zu beſtehen hatten. Damals walteten Diego Labo und Sylva im Lande. Die Minas-Geraes wurden fürchterlich von den tiefgereizten Stämmen verwüſtet, deren Plan auf völlige Austreibung der freiheitmörderiſchen Europäer gegangen war. Die Ouctakazes zogen längere Zeit den Kürzern. Dieſe Einzelkämpfe der Coloniſten mit den Wilden und der Wilden unter ſich, die

Raubzüge der Pauliſten ins ſpaniſche Gebiet, die Jeſuitenaffaire und deren Rückwirkungen bilden um dieſe Zeit die Hauptſumme der Begebenheiten in Braſilien. Der monotone Charakter derſelben und das widerliche Gemiſch ewig wiederkehrender Mord- und Raubthaten haben für unſere Leſer wenig Anziehendes. Wir begnügen uns demnach, die Beſitznahme der Provinz Rio Grande durch die Spanier herauszuheben, welche für Portugal, wie für Spanien verhängnißvoll geworden iſt. Die Spanier entriſſen jene Statthalterſchaft ihren Nachbarn wieder und beſetzten, zur Wiedervergeltung, St. Katharina.

Als König Joſé geſtorben und Pombals Macht geſtürzt war, ſchloſſen D. Maria I. und der katholiſche König Frieden und regelten die Gränzen. Braſilien ſollte hinfüro ſüdlich durch den 34. bis 30. Grad, bei der Spitze von Caſtillos, enden; im Norden aber ſich über den Amazonenfluß erſtrecken (1777—1778).

Das wichtigſte Ereigniß in der Geſchichte von Braſilien von jetzt an bis zur Ankunft des königlichen Hauſes von Portugal iſt die Entdeckung der Diamantengruben, von welchen ſpäter, bei Beſchreibung des Landes und ſeiner Merkwürdigkeiten, ausführlicher die Rede ſeyn wird.

Ende des erſten Bändchens.

Allgemeine

Historische Taschenbibliothek

für

Jedermann.

Fünf und zwanzigster Theil.

Brasilien.

Zweites Bändchen.

Dresden
P. G. Hilscherſche Buchhandlung.
1829.

Geschichte

von

Brasilien.

Von

Dr. Ernst Münch,

Königl. niederländ. Professor an der Hochschule zu Lüttich.

Zweites und letztes Bändchen.

Von der Regierung Dom João's VI. bis zum Jahre 1828.

Dresden

P. G. Hilscherſche Buchhandlung.

1829.

Inhalt.

Zweite Abtheilung.

Seite

Erstes Kapitel. Die Zeiten der Herrschaft Dom Joào's VI. bis zur portugiesisch-brasilischen Revolution. 1

Zweites Kapitel. Rückwirkungen der portugiesischen Revolution auf Brasilien. — Die Anfänge der brasilischen Revolution. — Dom Joào's Rückkehr. — Dom Pedro I. erster Kaiser und immerwährender Vertheidiger von Brasilien. 18

Drittes Kapitel. Die Verhältnisse des Jahres 1823. — Republikanische Umtriebe. — Ministerwechsel. — Lord Cochrane. — Eroberung von Bahia und Para. — Eröffnung der Wirksamkeit und Auflösung des Nationalcongresses. 29

Viertes Kapitel. Die Begebenheiten der Jahre 1824 und 1825. Neuer Constitutionsentwurf Dom Pedro's und Annahme desse-

Seite

ben. — Republikaniſche Reaktion von Pernambuco und Carvalſo's Fall. — Unterhandlungen in Europa und Anerkennung der Selbſtändigkeit Braſiliens. . . . 48

Fünftes Kapitel. Dom Joào's Tod. Die Carta de Lei. Donna Maria, Königin von Portugal. — Die Verträge Braſiliens mit auswärtigen Mächten. — Verhältniß zu Dr. Francia. — Tod der Kaiſerin Maria Leopoldina. Generalverſammlungen von 1826 und 1827. 61

Sechstes Kapitel. Der Krieg mit Buenos-Ayres. — Deſſen Hauptereigniſſe und Ausgang. — Donna Maria wird der portugieſiſchen Krone beraubt. 71

Dritte Abtheilung.

Statiſtik von Braſilien und allgemeine Betrachtungen über daſſelbe. 80

Zweite Abtheilung.

Von der Flucht der Königsfamilie, nach Rio-Janeiro bis zur Empörung des Infanten Don Miguel wider die Königin Donna Maria von Portugal.

Erstes Kapitel.

Die Zeiten der Herrschaft D. João's VI. bis zur portugiesisch-brasilischen Revolution.

In der Zeit, als die Günstlinge eines gutmüthigen und redlichen aber schwachgemutheten und leichtgläubigen Fürsten, Villaverde und Vasconcellos, hinter einander, in ihrer Eigenschaft als Statthalter, das Land Brasilien aussogen und plünderten, hatten am politischen Himmel jene Stürme sich gesammelt, welche die portugiesische Monarchie in ihren Grundfesten auf lange erschüttern und der wichtigen Colonie endlich Selbstständigkeit und bürgerliche Freiheit, mittelst einer Reihe unvorhergesehener Ereignisse, bringen sollten. Durch die Kurzsichtigkeit und Schlaffheit der Gewalthaber wird nicht selten, unerforschlichen Rathschlüssen gemäß, das vollendet, was die Weisheit der Tugendhaften und die Kraft der Freien nimmermehr zu Stande gebracht haben.

Eine gefährliche Verschwörung, an deren Spitze des Königs Dom João VI. eigenes Eheweib, die gleich ehrgeizige als buhlerische Donna Carlotta, Portugals schlimmer Geist von Anfang ihrer Erscheinung an bis zu den neuesten [redacted] stand, hatte den Monarchen wie dessen, von der Gesammtheit mehr gehaßtem, als geachtetem Minister, nicht geringe Gefahr gedroht. Die lange Kette von diplomatischen Meineiden und fürstlichen Verräthereien im Hause Braganza, als deren letzter Ring die meuchelmörderische Usurpation des Prinzen Dom Miguel sich darstellt, hatte übrigens, wie die Geschichte von Portugal auswies, schon früher begonnen. Die Chevolade von Mafra, vor der, nach dem Berichte eines glaubwürdigen Engländers*), — alle honette Leute sich in Acht nahmen, war schon um diese Zeit äußerst thätig gewesen; der Gewaltherr der Franzosen machte durch den beispiellos-unmoralischen Staatsstreich, mittelst welchen Portugal kriegerisch überzogen und auf beliebige Weise unter die Paciscenten von Fontainebleau vertheilt werden sollte, der Herrschaft, wie den Intriguen des königlichen Geschlechts in Portugal zu gleicher Zeit ein Ende. Die nahen Umstände der merkwürdigen Thronrevolution sind in der Geschichte dieses Landes angegeben und gehörten nicht hieher. Wir kehren zum vertriebenen Hofe in seinem neuen Aufenthalte zurück und verfolgen die Spuren seiner Wirksamkeit allda so lange, bis die Verhältnisse abermals von der Colonie nach dem Mut-

*) Vgl. das Ausland (von Cotta) Jahrg. 1829.

verlande ihn heimriefen, bloß nur diesmal über dem Besitze desselben jene erstere für immer zu verlieren. Inzwischen berühren wir vorher noch einmal kurz die der Flucht der Königsfamilie unmittelbar vorausgegangenen Ereignisse.

Als der berüchtigte Vertrag von Fontainebleau geschlossen, als Englands Argwohn gereizt und der Hof zu Lisboa wenigstens zum Theil über die ihm drohende Gefahr belehrt worden war, standen diesem letztern nur zwei Wege offen, entweder den Sturm durch kluge Nachgiebigkeit in die Forderungen des Gegners zu beschwören, oder kräftig zu stehen und so lange als möglich, den Grundsätzen der Ehre getreu das schändlich mißhandelte Königsrecht zu vertheidigen und auf den Fall gänzlichen Mißlingens zweckdienliche Maßregeln zur Flucht vorzukehren. Beides jedoch unterblieb und der Hof entging nur durch ein Wunder der französischen Gefangenschaft.

Wir verweisen den Leser hinsichtlich der kriegerischen Begebenheiten des J. 1807 ebenfalls auf die Geschichte von Portugal, wo dieselben näher geschildert worden sind. Nur dies werde nachgeholt, daß Lord Strangford, der in späterer Zeit zu Constantinopel, Petersburg und Rio-Janeiro eine so klägliche Rolle zu spielen verdammt wurde, den wankelmüthigen und unentschlossenen Hof zu Absendung des Infanten Dom Pedro de Alcantara, Herzogs von Beira und ältesten Sohnes des Prinz-Regenten nach Brasilien, in der Eigenschaft als Vicekönig, bewirkte. Dom Fernando de Portugal von Valenca, längere Zeit mit dieser Würde bekleidet, sollte ihm als

Rath beigegeben werden. Allein dieſer Plan wurde, im Augenblicke der Ausführung, wiederum zurückgenommen. Halbe Maßregeln jeder Art folgten, bis der Moniteur vom 11. November aller Ungewißheit und Zögerung ein Ende machte.

Die Einſchiffung der königlichen Familie und ihrer beſten Koſtbarkeiten, ſo wie einer groſſen Anzahl getreuer doch muthloſer Portugieſen hatte in den Tagen vom 27. bis 30. deſſelben Monats ſtatt. Die Eskadre der Flüchtigen, durch widerwärtige Winde zurückgehalten, befand ſich noch im Angeſichte von Liſſabon, als Marſchall Junot, an der Spitze der franzöſiſchen Heermaſſen bereits in die Hauptſtadt einrückte. Wenig hatte es gefehlt, ſo wäre das Königshaus mit allen ſeinen Reichthümern und Diamanten, über eine Million rheiniſcher Gulden im Werthe, auch jetzt noch den Siegern in die Hände gefallen. Das ſtumm und willenlos in die Ereigniſſe ſich fügende Volk ſah mit Widerwillen das Verſchwinden dieſer Schätze, die nunmehr der Colonie zufallen ſollten, und es rächte ſich durch Schimpfreden und Steinwürfe an dem Miniſter Araujo, deſſen anmaßender Untüchtigkeit es das Unheil größtentheils zuſchrieb. Es gelang demſelben erſt in der Nacht, ſich ebenfalls nach Braſilien einzuſchiffen. Nur wenige Edle zählte man unter den Portugieſen, welche dem Hofe nach Amerika gefolgt, darunter: Cadaval, Alegrete, Anjeja, Bellas, Lavradio, Pombal, Torres, Novas, Vagos, St. Miguel, Lumiares, Belmonte, Caparica, Cavalleiros, Pombeiro, Vedondo, Anadia, Araujo, Portugal, Almeida und Souza. Die Ge-

neräle Förbes und Napion und der Professor Picanco gehörten zu den übrigen ausgezeichnetern Personen.

Die am 30. November abgesegelte Flotte war auf das schlechteste bemannt und kaum zur Noth mit den gewöhnlichsten Bedürfnissen versehen. Die verkehrten Maßregeln der Ausrüstung ließen das Schlimmste befürchten und ein heftiger Sturm vermehrte noch, wenige Tage nach der Abreise von Lissabon, die Gefahr. Endlich trat günstigeres Wetter ein, und man erreichte Bahia ohne fernere Unfälle (Jänner 1808).

Das Volk daselbst empfing die erlauchten Flüchtlinge mit allgemeinem Jubel. Zwei Monate von ihrer Ausschiffung an, verstrichen in der Stadt so angenehm, als unter den damals waltenden Umständen Freudenbezeigungen Eingang finden konnten. Im dritten Monate segelte der Hof weiter gen Rio-Janeiro. Hier wurde der Sitz der neuen Regierung aufgeschlagen. Der Regent und die königliche Familie fanden auch hier die Brasilier jubelnd über eine Wendung der Dinge, welche dem Mutterlande Elend und Erniedrigung, ihnen selbst aber Bedeutsamkeit und Flor brachte.

Ein Theil der englischen Eskadre, welche die portugiesische Flottille begleitet hatte, war von Bahia mit nach Rio-Janeiro gefolgt. Die Einwohner Bahia's hatten vergeblich Schritte dafür gethan, daß der künftige Beherrscher seinen Sitz bei ihnen aufschlagen möchte; die Lage der andern Stadt bedingte nothwendigerweise ihre Wahl.

Der Hof ergriff nun eine Menge von Maßregeln, die für Brasilien von höchster Bedeutsamkeit wurden. Vom 28. Jänner 1808 an er-

schlossen sich die Häfen des neuen Reiches allen befreundeten Nationen, und gegen eine Abgabe von 24 Procent durften alle fremden Waaren eingeführt werden. Die Engländer überschwemmten das Land alsbald mit ihren Erzeugnissen, knüpften nach allen Seiten Verbindungen an und gründeten Gesellschaften und Niederlassungen.

Am 12. Oktober schuf der Prinz-Regent eine Bank, welche anfänglich große Hoffnungen gab, nachmals aber, wegen gewaltsamen Verfahrens der Regierung und übler Wirthschaft der Direction, zu einer Quelle von Unglück und zur Zerstörerin des Credits wurde. Die Einführung von Papiergeld, jener machiavellistischen Methode, die Leute planmäßig um ihr Geld und um ihren Glauben an Treue und Rechtschaffenheit in der Welt zu bringen, war eine der nächsten Folgen davon.

Eine andere wichtige Verordnung folgte am 25. des Wintermonats. Allen Fremden, welche in Brasilien sich niederlassen und Ackerbau treiben würden, verhieß man unentgeltlich Landstrecken. Aber es war dieselbe nicht von dem gehofften Erfolge begleitet. Der Ackerbau, bisher blos von Sklaven betrieben, schien den Eingebornen allzu verächtlich; die fremden Ansiedler aber fühlten nicht selten sich an Mitteln zu schwach, um jene kostbare Hülfe aus Afrika sich verschaffen zu können; und da überdies die bessern Theile des Landes an der Meerküste und an den Seen längst ihre Besitzer hatten, so mußten die Beschenkten mit Schwierigkeiten ohne Ende ringen, denen sie meist erlagen. Das war besonders mit den eingewanderten Schweizern und Deutschen der Fall, wovon später die Rede seyn wird.

Ein ungeheurer Mißgriff der brasilischen Regierung war der Ankauf von Uebelthätern auf den sizilianischen Galeeren. Ansiedler von dieser Art, aus einem Lande, wo die Mehrzahl der sogenannten honetten Leute nur aus halbcivilisirtem Gesindel besteht, mußten den nachtheiligsten moralischen Einfluß auf Brasilien üben, ohne von einer andern Seite auch nur im Geringsten den physischen Zustand desselben zu verbessern. Nachdem jene Leute in einem Lande, wo die Natur das Meiste thut, Mord und Diebstahl der Arbeit vorgezogen, konnte ein völlig unangebauter Boden, zu dessen Anbau man sie jetzt verwendete, noch weniger diejenigen anlocken, welche durch alle Verirrungen der Menschheit hindurch gegangen waren.

Unter den fernern Anstalten, welche die Regierung traf, müssen wir auch die Schule für Arznei- und Wundarzneikunst rechnen, die zu Rio-Janeiro errichtet wurde. Sie gedieh aber lange Zeit zu keiner Blüthe und die meisten Jünglinge, welche diesem Berufe sich zu widmen gedachten, besuchten europäische Anstalten von bewährtem Rufe. Nachmals, als die Verhältnisse sich geändert und Frankreich wieder zugänglich geworden, war es besonders Paris, wohin die Lehrbegierigen aus reichen Häusern hinströmten.

An die Arzneischule schloß sich die Errichtung einer königlichen Druckerei; bis zu diesem Jahre hatte man in der brasilischen Hauptstadt noch keine gesehen; ein Beweis, wie tief die Geistesbildung unter dem Einfluß der ultramontanisch-katholischen Priesterschaft gestanden. Einen solchen Zustand gerade, nach sardinisch-spanischem

Zuſchnitt, möchte die abſolutiſtiſche Partei, die den Mörder Dom Miguel zum König erhoben, auch in Portugal wieder einführen, wie alle Anſtalten erwarten laſſen. Etwas ſpäter kam ein chemiſches Laboratorium, ein phyſikaliſches Cabinet, eine Militairſchule, ein Marine-Inſtitut, verſchiedene Pulvermühlen und ſelbſt einige Fabriken (für Fayence, Glas, Eiſen u. ſ. w.). Die meiſten dieſer Anſtalten waren jedoch durch die Anſtrengungen von Fremden zu Stande gekommen.

Nicht minder wichtig für die Verbeſſerung des bürgerlichen und moraliſchen Lebens ſchienen die Obergerichtshöfe und andere Verwaltungsbehörden, welche hinter einander nach und nach von dem Regenten nach portugieſiſchem Zuſchnitt eingeführt wurden.

Am 2. Mai des Jahres 1808 erklärte der Prinz-Regent alle zwiſchen der Krone Portugal und dem Kaiſer der Franzoſen geſchloſſenen Verträge für null und nichtig; darunter beſonders die von Badajoz und Madrid, (1801) und den Neutralitätsvertrag von 1804; er verhieß ferner, keinen Frieden mit dem Räuber ſeiner Krone zu ſchließen, außer im Einverſtändniß mit ſeinem älteſtem und getreueſtem Verbündeten, dem Könige von Großbritannien, und zu keiner Zeit in eine Abtretung von Portugal, als dem erſten und älteſten Erbtheil des Hauſes Braganza, zu willigen.

Das Jahr darauf (1809) überreichte ſeine Gemahlin, die Prinzeſſin Joacquina Carlotta, in der Eigenſchaft als Infantin von Spanien, gemeinſam mit dem Infanten Dom Pedro Carlos, dem Regenten eine Denkſchrift, worin ſie

ihn zur Beschützung der Rechte des Hauses Bourbon auf die spanische, von Napoleon in Besitz genommene, Krone anflehte. Dom João antwortete durch einen Aufruf, in welchem er sich verbindlich machte, aus allen seinen Kräften zu Herstellung jener Rechte mitzuwirken. Er verfehlte jedoch darin keineswegs das bittere Gefühl der Erinnerung an die Untreue, welche das spanische Königshaus gegen die Dynastie Braganza begangen, als es französischen Streitkräften willig den Durchzug wider Portugal gestattete und endlich sogar mit dem Kaiser Napoleon zur Besitznahme dieses Landes sich vereinigte.

Nach diesen diplomatischen Gefechten, erschienen zu Rio-Janeiro die Gesandten mehrerer fremden Mächte und für England Lord Strangford.

Mittlerweile (1810) entwickelte sich auf der pyrenäischen Halbinsel eine Reihe weltgeschichtlicher Begebenheiten. Der Hof von Rio-Janeiro bot in dieser Periode wenig Interesse dar und war bei dem größten Theile der Europäer wie verschollen. Erst das Jahr 1810 wird wiederum einigermaßen merkwürdig, zuerst durch den Handels- und Schiffahrtsvertrag mit England, welcher am 19. Hornung von brasilischer Seite, und am 19. Juni von Seite des Prinz-Regenten von Großbritannien unterzeichnet wurde. Alle Vortheile darin waren aber fast gänzlich auf Seite Englands; der ungeheure Leichtsinn des Grafen Linhares hatte die Möglichkeit des Wiedergewinnes von Portugal nicht bedacht und geradezu alles preisgegeben, was nur immer der Unterhändler des Cabinets von St. James fordern mochte. Die Eingangszölle auf englische Waaren

wurden von 24 Procent auf 15 herunter geſetzt, während die aus Portugal ſelbſt kommenden 16 Procent bezahlen mußten. Die Britten wußten auch was andere Dinge betraf, alles ſo zu drehen, daß die Beſtimmungen des einen Artikels, welcher 24 Procent Eingangszoll verfügte, auch auf den, der bloß von 15 Procent ſprach, angewendet werden konnten. Der ganze Vertrag überhaupt war mit ſeltener Zweideutigkeit abgefaßt und beurkundete die unedelſte und ſchmutzigſte Habgier, mit der nur immer ein alter, mächtiger Verbündeter die Noth eines Geringern ſich zu Nutzen zu machen und ſeine Hülfeleiſtung ſich mit Wucher bezahlen zu laſſen eilt. Der Vertrag von 1810, welcher, vermöge einer ausdrücklichen Beſtimmung, niemals in den Hauptgrundlagen eine Abänderung, ſondern nur im Einzelnen Ermäßigungen erleiden ſollte, überlieferte Portugal in commerzieller Hinſicht für immer blindlings in die Hände Englands, und dieſes Land, ſeit der Geiſt ſeines Cannings es verlaſſen, iſt zu ſeiner alten Politik wieder herabgeſunken, welche durch machiavelliſtiſche Mittel jeder Art, ſeinen Handelsvortheilen, ſeinen Tories und ſeinem religiöſen Wahnſinn, die öffentliche Moral, die Rechte und Freiheiten anderer Völker, nach Befund der Umſtände willig opfern läßt. Für die Beibehaltung dieſes Handelsvertrages wird es, da es von der wiedererwachten und verfaſſungsmäßigen Regierung alles zu fürchten hat, ſelbſt einen Thronräuber und Mörder endlich anerkennen, nachdem es bereits auf die getreuen Diener der rechtmäßigen Königin und auf die Vertheidiger der Legitimität, allem Völkerrecht zum Hohne, mit Kanonen gefeuert

hat. Aber wir kehren zu dem Gang der Begebenheiten zurück, zu den Tagen des „Fluches und des Unrechts", welche nun durch unsere gegenwärtige Periode des „Heils und der Gerechtigkeit" so ruhmvoll ersetzt sind und zu welchen die Scene vor Terceira der neueste praktische Commentar geworden.

Nach den denkwürdigen Ereignissen des Jahres 1814 ernannte der Prinz-Regent von Brasilien einen Abgeordneten zum Monarchencongreß von Wien. Der Marquis von Palmella vertrat hier die Interessen Portugals; der Graf von Funchal unterschrieb den Pariser Frieden mit. Man verhieß den Franzosen das entrissene Cayenne zurückzugeben und als künftige Gränze der Guyana den Fluß Oyapol anzunehmen, gemäß der Bestimmungen des Friedens von Utrecht. Dagegen machten die verbündeten Mächte sich anheischig, bei Sr. katholischen Majestät die Rückgabe der Gränzfestung Olivenza an Portugal zu erwirken.

Im übrigen wurden die Interessen Portugals von dem Herzog von Wellington auf jegliche Weise vernachlässigt, ob er gleich zum Beschützer eines Landes sich aufwarf, in welchem er seine Hauptlorbeeren gewonnen hatte. Dieser Kriegsmann und Torie, von eben so gemeiner Gesinnung im Frieden, als vieler Tapferkeit (vielleicht noch größern Glück) im Kriege, soll vielfach wiederholter Sage zufolge, durch Dinge bestimmt worden seyn, denen er niemals ganz unzugänglich geblieben. Die Diamanten Portugals befanden sich damals noch zu Rio-Janeiro. Man behauptet, sie hätten im Jahre 1828 von Lissa-

bon aus nicht geringe Wunder bewirkt und durch die Kraft politisch-chemischer Verwandlungen das Schwarze weiß, das Rothe grün gemacht. So haben zum mindesten englische Blätter vor allem Volke behauptet und niemand hat ihnen widersprochen.

Der Regent von Portugal und Brasilien erhielt für die ungeheuren Opfer, welche er der Sache der Legitimität gebracht, nur eine unbedeutende Entschädigung; desto glänzender ließ sich der Held von Vittoria von der Regentschaft zu Lissabon (dem blind ergebenen Geschöpfe seiner Macht) sich für geleistete Dienste bezahlen; das erhaltene Geschenk betrug bei weitem mehr, als das Land selbst für seine Verluste an Geld erhalten hatte. Diese Gesinnung war ganz eines Mannes würdig, welcher die von einem der größten neuern Meister gefertigte Bildsäule seines besiegten Feindes, des Kaisers Napoleon, nur an sich kaufte, um unter der Stiege eines Landhauses, seine Verachtung gegen das Andenken desselben, d. h. die Verachtung seiner selbst, auffallend zu bezeugen.

Der Prinz-Regent gab im Jahre 1815 seine Genehmigung den zwei Verträgen, welche die Minister von Brasilien und Portugal mit den Botschaftern von England abgeschlossen, und deren einer eine Art Schadloshaltung für die von letzterer Macht ungesetzlich *) weggenommenen Negerschiffe, der andere aber die Bedingungen enthielt, unter wel-

*) Mit Bedauern und Abscheu gebrauchen wir noch dies Wort für jene Zeit, bei einer Sache, welche die bitterste Ironie auf Christenthum und Kultur auch jetzt noch ist.

chen es Portugal und Brasilien noch verstattet seyn sollte, den Negerhandel an gewissen Punkten der afrikanischen Küste, im Süden der Linie, fortzusetzen. Man sieht, wie weich und elastisch die politische Philanthropie damals noch war, welche gegen den von der ganzen gebildeten Welt (mit Ausnahme einiger nordamerikanischen Krämerstaaten und den französisch-spanischen Absolutisten) verworfenen und verfluchten Mißbrauch, sich endlich erhoben, und zwar viel zu spät sich erhoben, als daß ihr noch irgend ein Verdienst hierbei hätte angerechnet werden können. Die Bestimmungen wegen des Sklavenhandels, die Pacification von Griechenland und die Emancipation der Irländer sind Akte gebieterischer Nothwendigkeit, die von der Diplomatie der Tories von Großbritannien und Vieler unseres Festlandes nur deshalb unternommen, um größere Attentate gegen die Rechte der Menschheit und gegen die Freiheiten der Völker kunstvoll und durch einen Anstrich von Sentimentalität (die auf dem Angesichte vieler Diplomaten stets zur Carrikatur wird), zu verschleiern.

Um dieselbe Zeit pflichtete der Prinz-Regent auch den Maßregeln vom 25. März, hinsichtlich Napoleons, bei.

Am 17. December 1815 erhob Dom João Brasilien zum Range eines Königreichs und indem er seinen Staaten den Titel eines „vereinigten Königreiches" von Portugal, Brasilien und Algarbien gab. Sämmtliche Mächte von Europa, bemerkt sein englischer Biograph ironisch, beeilten sich diesen neuen Titel anzuerkennen, und wünschten dem Prinzen Glück zur Weisheit dieser Maßregel Als das Jahr darauf

16 März 1816 die Königin Donna Maria I., deren gesunde und wahnsinnige Periode über Portugal gleich viel Unglück gebracht, endlich gestorben, nahm ihr Sohn den königlichen Titel an. Die Krönung und Ausrufung selbst jedoch gingen erst zwei Jahre später vor sich.

Gegen Ende d. J. 1815 hatte Dom João mit dem spanischen Hofe jene unglückselige Doppelheirath geschlossen, welche ebenfalls zu der Reihe von Ursachen der politischen und moralischen Anarchie in Portugal gehört, die ihren Mittelpunkt in der blutigen Tyrannei des Rebellen Dom Miguel gefunden hat. Die eine der Töchter wurde mit Dom Ferdinand dem Könige, die andere mit dessen fanatischem Bruder Dom Carlos vermählt. Schon von dieser Zeit an nahm das schimpfliche Intriguenspiel überhand, durch welches die portugiesischen Prinzessinnen, nicht zufrieden mit dem Elende der spanischen Nation auch auf ihr altes Vaterland, im Interesse der apostolischen Parthei, zurück zu wirken suchten.

Die Bande des Blutes hielten jedoch gleichwohl die Politik keineswegs ab, daß sie nicht einen Staatsstreich erster Klasse beging. Der Hof von Rio-Janeiro ließ, obgleich mitten im tiefsten Frieden mit Spanien, Montevideo nebst allem Gebiet am östlichen Ufer des La Plata, versteht sich nur provisorisch, durch seine Truppen in Besitz nehmen; zugleich jedoch erklären, daß man keinen Augenblick die unbezweifelten Rechte Spaniens auf die Banda Oriental verkenne, übrigens durch die Lage der Dinge genöthigt sey, diese Landschaft so lange kriegerisch besetzt zu halten, als der Kampf zwischen Spanien und seinen empörten Colonien

die Sicherheit des braſiliſchen Gebietes bedroht werde.

Dem Hofe von Rio-Janeiro fehlte es nicht an Rechtstiteln, jedoch aus einer frühern Periode, die von der gegenwärtigen ganz verſchieden war. Die Regentſchaft von Cadix hatte im Jahre 1811 mit Einwilligung einer Prinzeſſin des regierenden Hauſes von Spanien, den portugieſiſchen Monarchen förmlich aufgefordert, Montevideo um jeden Preis nicht in die Hände der Inſurgenten fallen zu laſſen. Das Miniſterium des wiedereingeſetzten Königs wollte jedoch nichts mehr von ſolcher freundnachbarlicher Sorgfalt wiſſen und empfand die nachmals verweigerte Herausgabe der wichtigen Provinz ſehr übel. Es brachte ſeine Klagen vor die großen Mächte, Oeſterreich, England, Rußland, Frankreich und Preußen, welche in einer, von Paris aus datirten und von ihren ſämmtlichen Großbotſchaftern unterzeichneten Note, ſich als Vermittler zwiſchen beiden Höfen ankündigten. Allein die Sache wurde deſſen ohngeachtet nicht in's Reine gebracht. Montevideo blieb in braſiliſch-portugieſiſcher Gewalt. Es war eine, dem Könige Dom Joào freilich vortheilhafte Entſchädigung für Olivenza. So rächte die eine Untreue mit bitterer Ironie die andere. Aber Portugal und Braſilien ſelbſt brachte der wichtige Beſitz der Banda Oriental dennoch in der Folge mehr Unheil, als Segen. Er lähmte durch den hierüber mit Buenos-Ayres entſtandenen Krieg, die Kräfte des jugendlichen Kaiſerſtaates und hinderte den Monarchen, deſſen königliche Tochter in Europa von ihrem Oheim des Thrones beraubt und von der Diplomatie des Torryminiſteriums Wellington

schimpflich verlassen wurde, sein und seiner Tochter unbestreitbares Recht gegen den Einbruch und die Tyrannei des Räubers durchzufechten. So entsprießt immer dem einen Unrecht in wucherischer Blüthe das andere.

Nicht lange darauf, im März des Jahres 1817 bedrohte eine gefährliche Verschwörung den Thron Dom Joãos VI. in Brasilien. Ein geborner Portugiese, Domingos José Martins, welcher längere Zeit in London sich aufgehalten und durch den Anblick glücklicher Aufstände in Mittel- und Südamerika für republikanische Interessen Antrieb zur Nacheiferung erhalten hatte, stellte sich an die Spitze einer Abtheilung brasilischer Patrioten, welche die gleiche Regierungsform auch in ihrem Vaterlande eingeführt wünschten. Zu Pernambucko brach die erste Bewegung aus; sie verbreitete sich bis Bahia und auch nach mehrern andern Städten, wo die Verschworenen Anhänger zählten. Schnelle und kräftige Maßregeln wurden zu Dämpfung des Feuers noch im Beginn ergriffen. Der Statthalter Bahia's, Graf von Arcos, erließ einen energischen Aufruf. Zugleich belagerte er Pernambucko zu Land und zur See. Die Besatzung zog aus den Thoren, den königlichen Truppen ein entscheidendes Treffen zu liefern; allein sie wurden um dieselbe Zeit geschlagen, als die Marinesoldaten, dem Könige getreu, auch der Stadt sich bemächtigten.

Auf diesen unglückseligen Ausgang folgte die Hinrichtung der vorzüglichsten Häupter des Aufstandes. Einer derselben, Martins selbst, endete auf das Muthvollste — ein Mönch, kam den Richtern durch Selbstmord zuvor. Eine Menge reicher

Kaufleute und Güterbesitzer, welche Theil genommen, verdankten der blutigen Großmuth des Grafen Arcos ihr Heil, welcher die Sache, nachdem die unrettbaren Opfer gefallen, bestmöglichst zu unterdrücken suchte.

Dessen ungeachtet blieben noch immer viele Einwohner in Gefängnissen, deren Beschaffenheit, wenn man auch das Ungemach des Climas nicht rechnet, schon mehr als schrecklich auf den physischen Zustand der Betroffenen einwirkte und schrecklicher war, als ein schneller Tod.

Ihr Beispiel ging jedoch nicht verloren. Die politischen Ideen mehrten und stärkten sich fortwährend durch das, was jenseits dem La Plata sich ereignete. Die Revolution aber, welche im Mutterlande selbst im Jahre 1820 unerwartet ausbrach, gab den brasilischen Patrioten plötzlich Hoffnung, Losung, Entschlossenheit und für ihre heißen Wünsche einen Mittelpunkt.

Zweites Kapitel.

Rückwirkungen der portugiesischen Revolution auf Brasilien. — Die Anfänge der brasilischen Revolution. — D. Joào's Rückkehr. — Dom Pedro I. erster Kaiser und immerwährender Vertheidiger von Brasilien.

Im dritten Jahre, seit der Marschall Beresford eines unbequemen Nebenbuhlers in Gomez Freyre d' Andrades sich entledigt hatte, brach das erbitterte Volk die Ketten der Fremden, mittelst eines Soldatenaufstandes zu O' Porto, und Cortes, nach dem Muster der spanischen von Cadix, wurden eingeführt. Der Hof zu Rio-Janeiro, in der großen Bestürzung und in der bittern Wahl über die zu ergreifenden Maßregeln, entschied sich für die mildern, und verhieß in einem Schreiben an die früher eingesetzte Regentschaft zu Lissabon jedem der beiden Länder, Brasilien und Portugal eine abgesonderte Regierung zu geben. Diese Maßregeln kamen aber für beide zu spät (27. Okt. 1820). Die Portugiesen fuhren in ihrem Unternehmen fort und die Brasilier sahen sich zu einem ähnlichen ermuntert.

Auch hier ging die Revolution von dem Kriegsvolke aus; doch hatten alle denkenden und begüterten Menschen schon längst in Gedanken ihr gehuldigt. Drei Linienregimenter und ein Milizregiment, so wie einige Compagnien Reiterei und Artillerie entschieden in der Provinz Para. Man setzte eine Junta ein und bekannte sich feierlich zu einer Verfassung, die noch nicht geschaffen war. Man

benachrichtigte davon zu gleicher Zeit (Jan. 1821) den König und die Cortes von Lissabon, mit denen man anfänglich noch gemeinsame Sache zu machen beschlossen hatte. Bahia und andere Städte folgten. Auch hier erklärte eine provisorische Regierung die Anhänglichkeit des Volkes an der Dynastie Braganza, so wie dessen Begeisterung für die zu erwartende Constitution.

Pernambuco blieb nicht lange zurück. Eine Versammlung von Notablen und Abgeordneten aller Stände, trat der Nationalbewegung bei. Schon konnte man für den Gehorsam von Rio-Janeiro selbst nicht mehr bürgen.

Das Ministerium, zwischen Arcos und Villanuova in seinen Ansichten zertheilt, beeilte sich, nach langem Schwanken, durch das Versprechen der Einführung eines eigenen Parliamentes für Brasilien, Madeira und die Azoren, den drohenden Sturm zu beschwören. Allein alle Anstalten kamen viel zu spät.

Am 26. Februar geschah der erste Ausbruch zu Rio-Janeiro. Schreckliche Dinge bereiteten sich; Dom Pedro der Kronprinz, allein verhinderte das Aeußerste dadurch, daß des Königs Beitritt zur portugiesischen Verfassung bekannt gemacht wurde. In des Vaters Namen beschwor jener sofort das zu entwerfende Grundgesetz, und wurde von dem Volke mit ungeheuerm Jubel empfangen. Das Geschehene berichtete man sofort auf der Stelle amtlich nach Lissabon. Der König verpflichtete sich, die Constitution in Brasilien und allen übrigen, der Krone zugehörigen Ländern, wie in Portugal selbst, einzuführen.

Bald hierauf bestimmten jedoch außer den Auf-

forderungen der Gewalthaber in Portugal, den Monarchen politiſche Gründe verſchiedener Art, die Rückreiſe nach Europa anzutreten und in dem ſo lange verlaſſenen Liſſabon ſeinen Herrſcherſitz wieder aufzuſchlagen. Dom João, nachdem er ſeinen Sohn Dom Pedro zum Regenten mit unbeſchränkter Vollmacht ernannt, ordnete die Wahl von Mitgliedern zu den Cortes an, welche ihn begleiten ſollten. Zugleich erklärte er in einem öffentlichen Aufruf, daß er von freien Stücken die Verfaſſung annehme und jeden Schritt von der Politik des Auslandes gegen dieſelbe, als einen empörenden Angriff auf ſeine Krone betrachten werde.

Gleich bei Eröffnung der Wahlen, ſomit unmittelbar vor der Abreiſe des Königs, begaben ſich allerlei wilde Auftritte zu Rio-Janeiro. Man hatte Gerüchte von einer Gegenrevolution unter das Publikum gebracht. Das Volk, dadurch in Beſorgniſſe geſetzt, forderte auf tumultuariſche Weiſe, die von vielen gewünſchte ſpaniſche Verfaſſung. Dom Pedro aber, deſſen energiſchen Charakter wir noch ſpäter oftmals kennen zu lernen, Gelegenheit haben werden, ſtellte ſich an die Spitze einer getreuen Abtheilung Truppen und dämpfte den Aufſtand. Der König ſchiffte ſich hierauf ohne längere Säumniß ein.

Zur Zeit dieſer Begebniſſe zählte das große Land Braſilien nicht viel über fünf Millionen Einwohner. Gleichwohl war die Bevölkerung, im Verhältniß zu frühern Zeiten, mächtig geſtiegen und ließ bei zweckmäßiger Verwaltung immer größere Fortſchritte hoffen. Ueberdies war in dem Charakter der Einwohner eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Die franzöſiſche Re-

volution, der Aufenthalt des Königshauſes, der innigere Verkehr mit Fremden, Franzoſen, Engländern, Deutſchen und Schweizern, hatten eine Menge neuer Ideen in Umlauf gebracht. Das Beiſpiel der amerikaniſchen Staaten und Haytis reizte. Der Gedanke an Selbſtſtändigkeit gleich dieſen, war nach und nach unter den einflußreichern Klaſſen erwacht. Für Begründung einer anſtändigern Nationalität und geſetzmäßigern Verwaltung herrſchte nur ein Gefühl; über die Frage allein: ob unter monarchiſch-conſtitutioneller, ob unter republikaniſcher Form, ob vereinigt mit Portugal, ob getrennt von demſelben, theilten ſich die Anſichten und bildeten ſich Parteien. Die Braſilier befanden ſich übrigens immerhin in einer kritiſchen Lage wegen des Mißverhältniſſes der weißen Bevölkerung zur ſchwarzen und farbigen. Erſtere zählte kaum eine Million Menſchen. Dieſer Umſtand mußte natürlicherweiſe in manchen Schritten und Beſchlüſſen wiederum zu Ermäßigungen beſtimmen und den Gang der Ereigniſſe vielfach erſchweren.

Das Syſtem, welches der Hof, nach ſeiner Rückkehr in Liſſabon, und die Cortes ſelbſt gegen Braſilien annahmen, diente auf alle Weiſe dazu, den Nationalhaß der Colonie gegen das Mutterland, welches ſo lange Zeit, moraliſch und commerziell ſie unterdrückt hatte, ſtärker anzufachen und die verſchiedenartigſten Intereſſen zu dem einen Hauptziel der Trennung zu vereinigen. Ja durch eine wunderbare Verkettung von Umſtänden wurde der älteſte Sohn des Königs ſelbſt, der muthmaßliche Thronerbe beider Länder, wider Willen genöthigt, für eine neue Ordnung der

Dinge, gegen das alte Vaterland, gegen den eigenen Vater sich zu erklären und den einen Staat dem andern aufzuopfern, um am Ende nicht beide zugleich sich selbst und seinem Hause zu verlieren.

Die Brasilier hatten im Anfang ihrer Revolution wirklich mit edlem Vertrauen ihren portugiesischen Brüdern sich angeschlossen, und die schmeichelnden Anerbieten des Hofes, welcher durch Ertheilung eines eigenen Parliaments und mancherlei Freiheiten, von der gemeinsamen Sache sie abziehen wollte, abgelehnt. Es schien, daß zu Lissabon auch eine Zeitlang diese Gesinnung anerkannt wurde. Die Aufrufe der Cortes enthielten allerlei von der Unzertrennlichkeit der großen portugiesischen Familie und von ihrem Gefühl, nach dem sie nicht eher sich frei betrachteten, als die Brasilier ebenfalls es wären. Allein die alten Nationalvorurtheile äußerten sich bald in ihrer ganzen alten Stärke. Man fing in dem Congresse zu Lissabon an, Brasilien wieder als abhängige Colonie zu betrachten, welche wohl zufrieden seyn dürfte mit Erhaltung einiger Theilnahme an der gemeinsamen National-Repräsentation. Mehrere Junten wurden für die verschiedenen Provinzen Brasiliens eingesetzt, welche, je nach der Größe dieser letztern, aus fünf bis sieben Mitgliedern bestanden; 1,600,000 Reis sollten sämmtliche Unkosten der Verwaltung decken; eine Ungereimtheit und Beschimpfung, die jedermann in die Augen sprang und von den Brasiliern nicht so leicht vergessen wurde.

Nach diesem riefen die Cortes auch den Dom Pedro, in dessen Absichten sie großes Mißtrauen

ſetzten, durch ein förmliches Dekret zurück, verboten ihm jedoch zu gleicher Zeit, Truppen mitzubringen. Andrerſeits rüſtete man zu Lisboa eine Flotte aus, um neues Kriegsvolk nach Braſilien überzuführen und das in der Colonie bereits befindliche, auf deſſen Treue man nicht mehr ſo ganz baute, abzulöſen. Alle dieſe Dinge waren mit großer Unkenntniß der Verhältniſſe von Männern vorgenommen, welche allzu ſicher Menſchen und Begebenheiten von ihrem Zimmer aus zu leiten und umzugießen hofften.

Inzwiſchen hatte der öffentliche Geiſt ſo mannichfache Veränderungen erfahren, daß alle Verordnungen von obiger Art nur dazu dienten, die Flamme heftiger anzublaſen und die revolutionäre Kraft zu ſtärken. Auch Montevideo war dem Beiſpiel der übrigen Provinzen gefolgt. Das Kriegsvolk ging auch hier voran; der General Lecor, oberſter Befehlshaber in der Banda Oriental widerſetzte ſich nicht. Das Militair begehrte dringlich die Heimkehr nach Portugal. Man verſprach ſolche und ſchiffte einen Theil wirklich nach Rio-Janeiro ein. Kaum waren dieſe Truppen jedoch daſelbſt angelangt, als ſie gemeinſame Sache mit der Exaltados machten, die unverzügliche Beſchwörung der portugieſiſchen Conſtitution, die Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung, die Freiheit aller wegen politiſcher Meinungen Verhafteten und die Entlaſſung des verhaßten Miniſters, zumal des auch in Liſſabon bereits ſchwarz angeſchriebenen Grafen Arcos verlangten.

Der Prinz-Regent fand für angemeſſen, mehrere der mit großem Ungeſtüm geſtellten Forderun-

gen zu befriedigen. Arcos ward nach Portugal eingeſchifft; eine Junta von neun Mitgliedern, unter dem Vorſitze eines Biſchofs, Capedao Mor, mit ausgedehnten Vollmachten trat zuſammen. Sie erklärte unverbrüchliche Treue gegen das Haus Braganza und das conſtitutionelle Syſtem; eben ſo den Entſchluß, die alten Bruderbande mit Portugal ungetrennt zu erhalten; die Junta von Bahia äußerte Gleiches. Nur zu Pernambuco war die Mehrzahl der Männer des Tages gegen alle Verbindung mit Rio-Janeiro geſtimmt. Sie träumten von einem braſiliſchen föderativen Freiſtaat. Alle Europäer die nicht den Gewalthabern ſich anſchloſſen, wurden verfolgt. Man handelte mit ungewöhnlicher Energie und Conſequenz in allen Maßregeln. Die ganze Landſchaft erhielt neue Behörden und republikaniſche Einrichtungen. An der Spitze dieſer demokratiſchen Bewegungen ſtanden beſonders einige einflußreiche Prieſter, welche den Tod theurer Anverwandten zu beklagen und zu rächen hatte. Die Theokratie und die Demagogie haben ſich in Amerika wie in Europa noch immer in gewiſſen Punkten zurecht gefunden und Belgien iſt nicht das einzige Land, wo dieſer Fall ſtatt gefunden hat.

Braſilien befand ſich um dieſe Zeit in allgemeiner furchtbarer Gährung. Die verſchiedenartigſten Elemente rangen unter ſich um die Bemeiſterung der neuen Ordnung der Dinge. Alt-Portugieſen wider Braſilier, Monarchiſten wider Republikaner, Weiße gegen Schwarze und Farbige ſtanden gerüſtet. Der Prinz-Regent ſelbſt war mit dem Nationalcongreß von Portugal, und (ſcheinbar) ſelbſt mit ſeinem Vater zerfallen. Die verſchie-

denen Juntas in den Provinzen handelten von einander unabhängig, nach Gutdünken und Leidenschaft. Die Ungewißheit des politisch-bürgerlichen Zustandes, die Anstrengung für kriegerische Macht und die Gefahren der Parteikämpfe lähmten den Handel und vertrieben die Fremden. Bald sollte jedoch ein entscheidender Schlag erfolgen, welcher dem Gesammtlande seine künftige Stellung zu Portugal, und den Parteien ihr eigentliches Verhältniß näher zeigte und anwies.

Der Beschluß der Cortes, wodurch D. Pedro auf drohende Beweise befohlen wurde, nach Lissabon zurückzukehren, entflammte die Leidenschaft und den Unwillen Aller, unter sich auch im Einzelnen getrennten Parteien. Man glaubte hierin deutlich eine Absicht zu sehen, die brasilische Nation empfindlich zu beleidigen. Die Junta von Rio-Janeiro widersetzte sich förmlich diesem Schritte und der Regent versprach zu bleiben. Oeffentliche Freudenbezeigungen fanden hierüber mehrere Tage lang statt; die öffentliche Meinung fing an für den Prinzen warm zu werden. Sie erlaubte sich immer keckere Ausfälle gegen die Portugiesen und trat allmählig in feindseligen Handlungen diesen gegenüber auf. Die Parteien rüsteten sich zu förmlichem Kampfe.

Den Brasiliern gelang es, der wichtigsten Vesten sich zu bemächtigen; nur jene, welche den königlichen Palast beherrschte, widerstand eine Zeitlang, bis Uebermacht der Stürmenden zur Ergebung nöthigte. Man verhieß freien Abzug und sichere Einschiffung. Die Sieger hielten Wort.

Dieselben Scenen fielen zu Pernambuco vor; auch hier ward nach schwachem Widerstande ein

ehrenvoller Vergleich geschlossen. Einzelne Portugiesen traten sogar in brasilischen Dienst. Nicht so in Bahia. Die Truppen des Mutterlandes behielten nach blutigen Gemetzeln und nach abwechselndem Glücke endlich die Oberhand und rächten an den Aufgestandenen den Versuch durch mancherlei Bedrückung. Dieser Umstand verzögerte noch für längere Zeit die völlige Unabhängigkeit Brasiliens und gab den Portugiesen einen mächtigen Stützpunkt für die Versuche einer Gegenrevolution.

Der Kronprinz hatte von seinem Vater, kurz vor dessen Abschied, noch verschiedene geheime Vollmachten erhalten, Brasilien, unter jeder Bedingung und um jeden Preis, der Dynastie zu erhalten. Als die Gährung in dem Lande mit den feindseligen Absichten der portugiesischen Cortes sich mehrte, beschloß er, Letztern geradezu sich entgegen zu stellen. Die meisten Beschlüsse des Congresses blieben demnach unbefolgt.

Noch wurde eine Weile unterhandelt; allein, da die Absichten der Cortes klar vor Augen lagen, so rüstete man sich zum äußersten Widerstande. Vergebens trug der portugiesische Congreß den Brasiliern eine Delegation der vollziehenden Gewalt, unter dem Titel einer „Regentschaft des Königreiches Brasilien", an; ihre Deputirten verwarfen diesen Vorschlag, da kein gesetzgebender Körper zugestanden werden wollte. Sie legten hierauf feierliche Verwahrung jeder Beeinträchtigung der Rechte ihrer Nation zum Protokolle nieder, und verweigerten bei Beschwörung der Constitution, förmlich den Eid, nicht ohne Beschimpfungen jeder Art preisgegeben zu seyn. In öffentlichen

Blättern rechtfertigten sie hierauf ausführlich und bündig die gethanen Schritte und entwickelte derselben Nothwendigkeit.

Als die Sprache der Cortes auch gegen den Prinz-Regenten rücksichtsloser und drohender als alle seine Verordnungen und Maßregeln für nichtig erklärt wurden und man sogar unter schwerer Strafe den Befehl zu seiner Rückkehr erneuerte, fühlte sich Dom Pedro vom lebhaftesten Unwillen ergriffen und er traf Anstalten, sich in seiner gegenwärtigen Stellung um jeden Preis zu behaupten. Er nahm den Titel eines beständigen Vertheidigers des Königreiches Brasilien an, welchen der Ayuntamiento von Rio-Janeiro ihm vorschlug. Er beschloß aus sämmtlichen Provinzen Abgeordnete, zu Berathung der Nationalinteressen, einzuberufen. Beide Länder sollten auch hinfüro vereinigt bleiben, Brasilien jedoch eine eigene gesetzgebende Versammlung erhalten; allein die Patrioten, welche die Adresse an den Infanten gesendet, begnügten sich nicht mit dieser Maßregel.

Ihre Ueberbringer stellten die Nothwendigkeit einer Trennung Brasiliens von Portugal dar, und drangen auf ein entscheidendes Wort. Dom Pedro verhieß, durch ihre Gründe besiegt, zu bleiben und Brasiliens Selbstständigkeit aufrecht zu erhalten. Eine allgemeine, constituirende und gesetzgebende Versammlung sollte bald möglichst einberufen und alle Bedürfnisse der Nation auf das sorgfältigste erwogen werden (Mai 1822).

Auf dieses huldigten alle Provinzen dem Ansehen des Dom Pedro, mit Ausnahme von Bahia, welches von den constitutionellen Portugiesen muthvoll vertheidigt wurde, und von Montevideo,

wo Lecor ebenfalls für die Sache des Mutterlandes sich erklärte.

Bald trat der Nationalcongreß von Brasilien in der Hauptstadt zusammen. Er bevollmächtigte den Regenten-Vertheidiger zu außerordentlichen Mitteln. Ein Anleihen, welches er in England zu Stande brachte, gab seiner Herrschaft die meiste Kraft. Er fühlte nun mehr als zuvor das Bedürfniß einer selbstständigen Rolle. Das fortgesetzte feindselige Benehmen der Cortes von Lissabon, welches sogar in beschimpfende Ausfälle auf Dom Pedro's Person ausartete, erleichterte dem Infanten den innern Kampf. Nothwendigkeit und Vortheil trieben ihn gleich sehr zum entscheidenden Schritt. Er nahm, aufgefordert hierzu von seinem Staatsrath, den Generalprocuratoren und den Abgeordneten des Volkes, den Titel eines „constitutionellen Kaisers von Brasilien" an, und erklärte die ewige Trennung zwischen dem Mutterstaat und der ehemaligen Colonie.

Drittes Kapitel.

Die Verhältnisse des Jahres 1823. — Republikonische Umtriebe. — Ministerwechsel. — Lord Cochrane. — Eroberung von Bahia und Para. — Eröffnung der Wirksamkeit und Auflösung des Nationalcongresses. —

Brasilien hatte nunmehr (1823) einen constitutionellen Kaiser, einen Nationalcongreß und die Hoffnung einer Constitution erworben. Die Trennung von Europa war ausgesprochen und alle Verhältnisse schienen nicht von der Art, daß jemals wieder eine Annäherung und Vereinigung statt finden konnte. Allein es fehlte viel, daß ein theoretisch in's Leben gerufener Zustand der Dinge wie der gegenwärtige, praktisch sich verwirklichte. Eine Gesetzgebung, welche nur in Staaten von dichter Bevölkerung von Nutzen seyn mag, mußte in einem seine Bildung kaum erst beginnenden Lande von ungeheuerm Umfange*) und von einer kaum 5,306,318 starken Einwohnerzahl durchaus noch geringe Früchte bringen. „Nichts widersprach mehr — so drückt der geistvolle und scharfsinnige Buchholz **) sich aus — dem Wesen Brasi-

*) Von 113,115 geogr. Geviertmeilen.

**) Gesch. der europ. Staaten ꝛc. B. XII.

liens mehr als ein constitutioneller Kaiser, ganz abgesehen davon, daß, wenn man die Begriffe von Constitution und Kaiser gehörig zergliedert, der eine den andern gänzlich aufhebt. Gleichwohl war dieser Widerspruch sehr nothwendig geworden. Bei seiner Abreise von Rio-Janeiro hatte Johann VI. seinen Sohn berechtigt, der Erhaltung Brasiliens alles aufzuopfern. Da nun Brasilien nur unter der Bedingung erhalten werden konnte, daß es unabhängig wurde von den Bestimmungen Portugals, so willigte Dom Pedro zunächst in diese Unabhängigkeit. Die Annahme des Kaisertitels hatte keinen andern Zweck, als den Unterschied von dem König von Brasilien geltend zu machen, welchen Titel der König von Portugal führte. Constitutionell wurde der neue Kaiser vermöge der Nothwendigkeit, dem Bedürfniß eines, aus den Colonial-Banden hervortretenden Landes nach eigenthümlicher Gesetzgebung, wäre es auch nur zum Schein, zu weichen. Auf diese Weise erklärt sich die Erscheinung des constitutionellen Kaiserreiches Brasiliens ganz von selbst und wir können von jetzt an zu den einzelnen Begebenheiten übergehen, welche dem Leser als nicht minder einfach einleuchten werden."

An dem Jahrestage der Erhebung des Hauses Braganza auf den Königsthron von Portugal, (1. Dezember 1822), ging die Kaiserkrönung Dom Pedro's vor sich. Die Prinzessin Leopoldina, Franz I. von Oesterreich Tochter, ließ sich den neuen Rang ebenfalls gefallen, wiewohl nicht ohne inneres Widerstreiten gegen die neue Ordnung der Dinge, welche zwar dieser fürstlichen

Frau vielleicht mehr, als dem Cabinete ihres Vaters, behagen mochte, aber dennoch durch die Unsicherheit des Besitzes und die Einsicht in die künftigen Verhältnisse zu Europa, unbehaglich ihr fallen mußte.

Zehn Tage darauf (1. Decbr.) legte der Kaiser auf alle portugiesische Schiffe, die in Brasiliens Hafen sich befanden, Embargo. Eine fernere Verordnung verfügte den Sequester alles Gutes, welches in Reichsmagazinen niedergelegt war und Unterthanen von Portugal zugehörte; ebenso aller solcher Waaren im Besitze von Kaufleuten, und endlich aller portugiesischen Schiffe selbst. Die Aktien der Nationalbank, der Assecuranzgesellschaften und der Eisenwerke von Ypanema bei Soracaba allein waren von dieser harten Verfügung ausgenommen. Etwas später stellte man selbst Kaperbriefe gegen portugiesische Schiffe als gegen die einer Macht, mit welcher man im Krieg sich befinde, aus, gestattete den Consuln im Ausland, solche auszustellen und ordnete die Form der Prisengerichte an. Alle Brasilier wurden aufgefodert, um jeden Preis binnen eines Zeitraums von sechs Monaten in ihr Vaterland zurückzukehren; die Säumigen sollten als Portugiesen fortan behandelt werden. Rio-Janeiro erhielt zur Belohnung für seine standhaften constitutionellen Gesinnungen, von Dom Pedro den Titel einer „sehr getreuen und heldenmüthigen Stadt;“ der Senat aber das Prädikat „sehr erlaucht.“

Als bald darauf die Kaiserin Leopoldina, welche nunmehr den Namen „Maria“ angenommen, von einer Prinzessin genas, wimmelten die öffentlichen Blätter von Glückwünschen

und Betheurungen der Anhänglichkeit an das regierende Haus; ebenso von den reinconstitutionellmonarchischen Gesinnungen der Mehrzahl des brasilischen Volkes. Aber das Phrasenmachen des Liberalismus, welches in neuester Zeit so häufig die Sprache der wahren Freiheit ersezt hat, war auch in Brasilien bereits, zum großen Schaden dieser lezztern, heimisch geworden. Die despotischen Elemente waren durch die Trennung von Portugal noch lange nicht ausgemerzt; wie konnte es da fehlen, daß nicht auch die demokratischen, troz der nunmehr erworbenen Nationalselbstständigkeit, im Innern fortgährten?

In die Logen der Freimaurer hatte nunmehr der Republikanismus sich zurückgezogen. Dom Pedro, nach dem Beispiele Napoleons und selbst mehrerer legitimer Gewaltherren, ließ sich zu ihrem Großmeister machen und schloß plözlich alle Logen zu. Verschiedene der einflußreichsten Glieder, welche an der Spize antimonarchischer Bewegungen gestanden waren, wurden verfolgt und in Schiffen fortgeschafft. Einem Theile gelang die Flucht nach Buenos-Ayres, wo Dom Pedro nachmals ihre Wirksamkeit genugsam spüren mochte. Die Nobrega, Pereira, Ledo, Alvez, Branco, Costa Barros, Azevedo gehörten zu denjenigen Männern, welchen der Kaiser die meiste Strenge zeigte. Während die Verehrer seines Regimentes auf Abschlag von künftigen Heldenthaten bereits ihn mit dem Beinamen des „amerikanischen Cäsars" schmückten, fehlte es auch an solchen nicht, die ihn bereits in den Leumund eines „amerikanischen Tyrannen" zu bringen suchten.

Das vorzüglichſte Vertrauen Dom Pedro's wendete ſich dem Geſchlechte der Andrada zu. Unter ihnen erhielt Dom Joſè Bonifacio das Miniſterium des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten; Dom Martin F. Ribeiro das Portefeuille der Finanzen. Die Reſſorts der Beiden befanden ſich aber damals, wo ſie auch hinblicken mochten, eben nicht in den glänzendſten Umſtänden.

Den Punkt der Finanzen und andere innere Verhältniſſe werden wir alsbald weiter unten berühren. Die auswärtigen Angelegenheiten betreffend, machte die Anerkennung des kaiſerlichen Titels und der Unabhängigkeit des ſich ſelbſt emancipirenden Reiches größere Schwierigkeiten, als D Pedro und ſeine Miniſter wohl gedacht hatten. Die Stimmung der europäiſchen Cabinete war zu dieſen Tagen nicht die freundlichſte gegen faktiſche Regierungen. Die Gewährung eines ſolchen Wunſches hing ſomit von allerlei Verhältniſſen und Begebenheiten ab, welche erſt noch ſich entwickeln mußten.

Der Kaiſer wendete ſein Augenmerk auf Verbeſſerung ſeines Kriegsweſens und auf die nothwendigſte Organiſation einer Seemacht. Mit Lord Cochrane wurden deshalb Verbindungen angeknüpft. Dieſer berühmte Seemann war, einer allbekannten Betrügerei willen, die er, durch Verbreitung falſcher Kriegsnachrichten, begangen, und aus welcher er mit Staatspapieren einen nicht unbeträchtlichen Gewinn gezogen, zu ſchimpflicher Abbitte vor den Schranken des Unterhauſes verurtheilt, und dadurch genöthigt worden, auswärts ſein Glück und die Herſtellung des verlornen

Rufes zu ſuchen. Der Freiheitskampf der ſpaniſchen Colonien in Amerika verſchaffte ihm beides: ſein Name wurde geachtet und gefürchtet, in Folge der vielen kühnen Streiche, die er zur See vollführt. Gleichwohl hatte er über einige Priſen und um rückſtändiger Beſoldung willen, mit mehrern Kriegshäuptern damals ſich abgeworfen. Er nahm mit Freuden den Antrag Dom Pedro's an, als „erſter Admiral der braſiliſchen Nationalflagge" in deſſen Dienſte zu treten. Am 27. März 1823 erſchien er am Bord des Linienſchiffes, welches den Namen des Kaiſers trug, im Hafen von Rio-Janeiro und ſteckte zum erſtenmal ſeine Flagge auf. Die Seemacht, worüber der Lord-Großadmiral verfügen konnte, beſtand zur Zeit nur aus dem eben genannten Dom Pedro, aus der Fregatte Peranga, den Corvetten Maria da Gloria und Liberal, und aus der Brigg Guarantin. Auch die Mannſchaft bot noch einen dürftigen Anblick dar. Allein des Kaiſers Thätigkeit, Cochranes Eifer und der Braſilier Großmuth brachten, auf dem Wege der Unterzeichnung durch Aktien, in kurzer Zeit die nöthigen Summen zur Verbeſſerung der in ſo erbärmlichem Zuſtande befindlichen Marine hervor und alles gewann eine beſſere Geſtalt. Das Genie des Oberbefehlshabers ergänzte erfinderiſch die Lücken. Noch ſind die dem Lande geleiſteten Dienſte, von welchen ſpäter die Rede ſeyn wird, in friſchem Andenken.

Die Vorarbeiten für das geſetzgeberiſche Hauptwerk waren allmählig getroffen. Der Nationalcongreß ward am 3. Mai, dem Jahrestage der Entdeckung von Braſilien durch Cabral, feierlich

eröffnet. Der Kaiser, umgeben von seiner Familie, erschien im höchsten Schmucke vor der Versammlung. [illegible] Kanonen, Klang aller Glocken, Blumen[illegible] und Prachtteppiche auf den Straßen, hatten den Zug vom Palast aus nach dem Gebäude der Sitzung verherrlicht.

Die Abgeordneten leisteten dem Kaiser nachstehenden, ihnen vorgeschriebenen Eid: „Ich schwöre, daß ich meinen Pflichten, als Deputirter bei der allgemeinen constituirenden und gesetzgebenden Versammlung, welche einberufen ist, um eine politische Verfassung für das Reich Brasilien und die unvermeidlich und dringend gewordenen Verbesserungen einzuführen, in Treue und dem Gesetze gemäß, nachkommen will; daß ich die apostolisch-römisch-katholische Religion und die Untheilbarkeit und Unabhängigkeit des Reiches aufrecht erhalten will, ohne irgend einem Unionsvertrag oder Bündniß Gehör zu geben, welche dieser Untheilbarkeit und Unabhängigkeit Gefahr bringen könnten; endlich auch, daß ich die verfassungsmäßige Regierung und die Dynastie unseres souverainen Herrn, Dom Pedro, unseres ersten Kaisers und seiner Nachkommenschaft aufrecht erhalten will."

Nachdem auch Dom Pedro seinen Eid auf die Verfassung abgelegt hatte, gab er in einer langen Rede über die äußern und innern Verhältnisse des Reiches Bericht; er sprach von den gemachten und noch zu machenden Opfern; von den Maßregeln für Herstellung der Finanzen, des Heerwesens und der Marine; von den patriotischen Gefühlen, welche ihn für und für durchströmten; von der Nothwendigkeit, daß der Na-

tionalcongreß in dem Werke der Abfassung einer, auf die Verhältnisse der Zeit des Landes berechneten Constitution, ihr von den nothwendigen Elementen, welche die nothwendig in sich enthalten müsse, königlicher, aristokratischer und demokratischer Tyrannei zugleich zu steuern.

Allein weder Dom Pedro's Hoffnungen, noch die Erwartungen des Congresses sahen sich durch erfreuliche Ergebnisse gerechtfertigt. Während Ersterer durch constitutionelle Formen eigentlich nur seinen Thron zu befestigen suchte und seine Minister Unkenntniß der Menschen wie der Geschäfte, und Unfähigkeit, beide zu beherrschen, an den Tag legten: verriethen andererseits auch die Abgeordneten Mangel an gesetzgeberischem Takte und republikanische Einflüsterungen und der Anblick der Nachbarstaaten störten das nothwendige Vertrauen. Die Minister und die Abgeordneten erschienen gleich sparsam in den Sitzungen des Congresses und hoben ihn dadurch schon gleichsam faktisch auf. Endlich beschloß der Kaiser, über die Leere und Unthätigkeit desselben schamroth, seine Vertagung. Im Juni erst wieder erneuerte sich die Versammlung.

Mittlerweile war vor Bahia mancherlei vorgefallen, was die Unmöglichkeit der Behauptung portugiesischer Herrschaft in diesem Lande bewies. Dem Befehlshaber der constitutionellen Portugiesen, General Madeira, welcher an der Spitze einer Besatzung von mehrern tausend Mann dem Mutterlande den wichtigen Ort zu erhalten gesucht hatte, fehlte es zwar nicht an Muth und Entschlossenheit, allein seine Lage ward täglich

kritiſcher, da Labatu von der Landſeite her ihn eingeſchloſſen, Cochrane aber, zur See alle Zugänge geſperrt hielt. Es riß alſo Mangel an Lebensmitteln und unter den Truppen Verzweiflung ein. In dieſer Noth beſchloß Madeira die Einſchiffung nach Portugal. Aus Furcht vor dem Geſchwader der Blokade ſegelten die Schiffe einzeln ab. Cochrane, der ihre Abſicht merkte, ſtellte ſich, als gewährte er ruhigen Abzug. Kaum aber befand ſich die ganze, ſchlecht verſehene Flottille auf offener See, als der Liſtige mit vollen Segeln nacheilte, den größten Theil der portugieſiſchen Fahrzeuge, nebſt ohngefähr 1200 Mann, erbeutete und zum Theil nach Bahia, zum Theil nach Pernambuco, zurückſendete. Mit Mühe nur entging Madeira ähnlichem Looſe und nur um in ſeiner Heimath ſtrenge Richter über ein Benehmen zu finden, das in Folge gebieteriſcher Umſtände, wohl ſchwerlich hätte anders eingerichtet werden können.

Nachdem Bahia in Dom Pedro's Gewalt gefallen, hielten auch die Hafenſtädte Maranhao und Para, die beiden letzten Stützpunkte der portugieſiſchen Partei, ſich nicht länger. Der Lord-Großadmiral beſetzte ſie, ließ der Regierung des Kaiſers und der Verfaſſung huldigen und richtete die Verwaltung im Geiſte des neuen Syſtems ein. Sämmtliche Portugieſen mußten ihre Waffen ausliefern. Die Angeſtellten unter ihnen wichen den Eingebornen. Alle Schiffe in den Häfen wurde für die Krone Braſilien in Beſchlag genommen. In Para ſetzte man die bisher dort waltenden Junta der Provinz ab und eine aus Braſiliern gebildete dafür ein. In Anerkennung der geleiſteten wichtigen Dienſte, erhob Dom Pedro

den Admiral zum Marquis von Maranhao, und deſſen Gemahlin, welche aus England ſo eben eingetroffen war, zur erſten Palaſtdame der Kaiſerin.

Während von dieſer Seite her die Anfänge der Regierung Dom Pedro's durch Kriegsglück begünſtigt wurden, ſchlich der böſe Geiſt ſeines Hauſes, Unheil verkündend, auf andere Weiſe daher. Der Kaiſer, ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Jagd und ein feuriger, unbeſonnener Reiter, ſtürzte vom Pferde und brach zwei Rippen. Sein Zuſtand wurde gefährlich und ein Gerücht verbreitete ſich, er werde ſchwerlich wiederum aufkommen. Dieſen Umſtand benutzte die nur mühſam zurückgehaltene, im Geheimen mächtig fortwirkende Partei der Republikaner. Sie gaben ihren Gefühlen Sprache und That; die Verſchwörung drohte in förmlichen Aufſtand ſich zu verwandeln. Die beiden Miniſter-Günſtlinge glaubten durch Energie und Schrecken die Gefahr abzuwenden und füllten die Gefängniſſe mit Patrioten. Allein die Gerichtshöfe ſympathiſirten zu ſehr mit den Angeklagten, als daß ſie im Intereſſe des Miniſteriums gehandelt. Die meiſten der Verhafteten wurden freigeſprochen.

Die republikaniſche Partei und die liberale, ſcheinbar conſtitutionell-monarchiſche wurden durch dieſen Steg in der öffentlichen Meinung nur kühner und ungeſtümer; ſie forderten vom Kaiſer die Entfernung der beiden Andrada's; nur in dieſem Fall, — erklärte man, würde der Kaiſer ſeinen Thron behaupten. Nach wenig Tagen gab Dom Pedro ihren Foderungen nach; die verhaßten Miniſter gaben ihre Entlaſſung ein und zwei

ihrer Hauptgegner, die Abgeordneten José Joaquimo Carneiro de Campos und Manoel Jacinto Nogueira de Gama traten in ihre Stellen ein. Ribeira de Rezende ersetzte den bisherigen Polizei-Intendanten da Cunha. (17. Juli). Der Kaiser beruhigte die Nation in sehr liberalen Aufrufen und erklärte, während er naiv genug die den Herrschern anklebende menschliche Gebrechlichkeit bedauerte, seine aufrichtige Gesinnung, alle Willkür zu verbannen und von diesem Tage an (18 Juli) die Rechte der Personen und des Eigenthums aller Staatsbürger gewissenhaft zu schirmen.

Die constituirende Versammlung, welche den Kaiser diese Sprache reden ließ, ging in ihren Schritten noch weiter und erklärte mit großer Stimmenmehrheit (29. Juli) die Beschlüsse des Nationalcongresses sollten auch in dem Falle Gesetzeskraft erhalten, daß der Kaiser ihnen die Genehmigung versagen würde. Dieser Widerspruch glich ganz demjenigen, wodurch die spanischen Cortes einen zum zweiten Mal von dem Könige verworfenen Gesetzesentwurf das dritte Mal an und für sich in's Leben treten ließen. Hätte man in Spanien und Portugal wie hier, Uebertreibungen dieser Art vermieden, so seufzten gegenwärtig nicht die beiden Länder unter dem Joche einer an die Zeiten Caligula's, Tamerlans und Iwan Basilowitsch erinnernden, antieuropäischen, Christenthum und Monarchie in gleichem Grade entehrenden Tyrannei, Anarchie und Gesetzlosigkeit.

Dom Pedro, als er die republikanische Faktion mit solchem Ungestüm zugreifen sah, erwachte aus seiner Unthätigkeit und behauptete

ſtandhaft das nach dem neuen Syſtem nicht abgeſtrittene Veto für ſolche Entwürfe und Dekrete, welche mit ſeinen Grundſätzen und Rechten nicht übereinſtimmen würden; in öffentlichen Blättern und Adreſſen ſuchte er jedoch ſeine Anſichten und Maßregeln ſo viel als möglich zu rechtfertigen.

Aller Augen waren übrigens nunmehr auf das Grundgeſetz ſelbſt gerichtet, das man von Monat zu Monat mit ſteigender Ungeduld erwartet hatte. „Die Commiſſion zur Entwerfung deſſelben hatte ihre Arbeiten beendigt, und den Deputirten Joſé Ricardo da Coſta Aguiar d'Andrade und Francisco Moniz Tavares eine Originalabſchrift ihres Entwurfes zugeſendet, als die Verhandlungen der geſetzgebenden Generalverſammlung darüber ihren Anfang nahmen. Dieſe dauerten nicht lange. So wie hierauf der Conſtitutionsentwurf durch den Druck bekannt gemacht wurde, beſtand er aus 15 Titeln, die zuſammen 272 Artikel enthielten. Ohne über den Inhalt derſelben weitläufig zu werden, wollen wir bloß anführen, daß er ähnlichen, in Europa zu Stande gebrachten Entwürfen nachgebildet war, und in allen ſeinen Theilen auf der Vorausſetzung beruhete: der Entwickelungsgrad werde durch die Geſetzgebung beſtimmt."

„Der erſte Titel umfaßte die Eintheilung des Gebietes mit der ausdrücklichen Erklärung, daß man dadurch dem Anſpruche auf noch andere, in jener Aufzählung nicht einbegriffene Theile keineswegs entſage. In dem zweiten Titel wurden die Rechte der Braſilianer genauer beſtimmt, und zu dieſen ſollten gehören: die perſönliche Freiheit;

Geschwornen-Gerichte, doch nur auf Criminalfälle beschränkt; Religionsfreiheit, doch so, daß die römisch-katholische Kirche die Staats-Religion bildet und daß Nicht-Katholische zwar geduldet, aber vom Genuß der politischen Rechte ausgeschlossen sind; Gewerbfreiheit; Unverletzlichkeit des Eigenthums; Preßfreiheit und Unterdrückung der Mißbräuche derselben. Der dritte Titel handelte von den Gewalten und stellte folgendes fest: Trennung derselben in die gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt, und zwar als vom Volke verliehen; die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt getheilt zwischen zwei Kammern und dem Kaiser; eine Wahlkammer, hervorgehend aus den Wahlen der Provinzen; ein Senat, zusammengesetzt aus Senatoren, welche der Kaiser auf Lebenszeit ernannt hat, nach Listen, die ihm von den Provinzen und demnächst von der Wahlkammer überreicht werden. Der Vorschlag der Gesetze sollte dem Kaiser und der Wahlkammer anheimgestellt werden, und die Sanktion betreffend, so sollte der Kaiser sie ein und zwei Mal versagen können, aber wenn dasselbe Gesetz zum dritten Male in Antrag gebracht wurde, so sollte er gehalten seyn, es als Staatsgesetz bekannt zu machen. Die gesetzgebende Behörde sollte sich von Rechtswegen alljährlich den 3. Mai versammeln dürfen und die Auflösung derselben nicht in der Gewalt des Kaisers stehen."

„Man sieht, so schließt Buchholz, den wir aus Gründen hier reden lassen — man sieht, daß die brasilianischen Solone nach dem Muster der norwegischen, spanischen und portugiesischen verfahren hatten, ohne des Unterschiedes zu ge-

denken, der zwiſchen altеuropäiſchen Staaten und einem, ſo eben aus den Colonial-Banden hervorgetretenem Reiche ſtatt fand; und man ſieht zugleich, daß der ganze Verfaſſungsentwurf ſeinen Charakter in dem Umſtande hatte, daß ein Prinz des Hauſes Braganza in Braſilien zurückgeblieben war." —

Der Kaiſer, deſſen Gefühle nicht mit allen Beſtimmungen dieſes Grundgeſetzes harmonirten, wurde von der widerwärtigen Nothwendigkeit der Unterzeichnung durch ein unvorhergeſehenes Ereigniß befreit. Die republikaniſche Partei im Nationalcongreſſe, welche von Tag zu Tage ſich verſtärkte, hatte ihren beſondern Stützpunkt an zwei Zeitſchriften „die Schildwache" und „die Fackel," welche in äußerſt überſpanntem Geiſte geſchrieben waren, und als politiſches Poſtulat für die Vollendung der Unabhängigkeit Braſiliens die Austreibung aller noch im Lande zurückgebliebenen, nicht ſelten mit wichtigen Staatsämtern bekleideten Portugieſen aufſtellte. Dies war die äußere patriotiſche Seite; der geheime tiefere Plan aber war, von der Seite des Kaiſers die letzten getreuen Räthe und die eifrigſten Verfechter des monarchiſchen Anſehens zu entfernen. Mit beſonderm Haß redete man in jenen Journalen gegen die Offiziere. Solches erregte ähnliche Leidenſchaft bei den Betreffenden und erzeugte endlich Gedanken der Rache.

Ein Apotheker zu Rio-Janeiro ſtand im Verdacht, einen ganz beſonders heftigen Artikel gegen zwei Offiziere der berittenen Artillerie verfaßt zu haben. Die Gekränkten, nur vom gewaltſamen alten Stolze ihrer Körperſchaft bewegt, und der

neuen Ordnung der Dinge uneingedenk, verschafften sich selbst sich Recht dadurch, daß sie in das Haus des Journalisten drangen und persönlich ihn mißhandelten. Darüber erhob sich von Seite des Betheiligten und seiner Freunde nicht geringes Geschrei; er zeigte bei der Polizeibehörde den Vorfall an und begehrte Genugthuung; man verweigerte sie, aus Rücksicht gegen das Corps, den Hof und das Ministerium. Die Sache ward an den Nationalcongreß gebracht; der Bittschriften-Ausschuß verwies den Kläger an die ordentlichen Gerichte. Zugleich aber trug der Abgeordnete Dom Antonio Carlos de Andrade auf die Verbannung der Schuldigen aus dem Reiche an, falls die Sache als gegründet erfunden würde. Dieser Vorschlag wirkte elektrisch auf die Gemüther; mancherlei Leidenschaften vereinigten sich, die Flamme stärker anzublasen. Ein Geist der Gährung nahm in der Hauptstadt überhand, wie man noch nie ihn erblickt. Eilboten bestimmten Dom Pedro, der in der Quinta von St. Christovao gewöhnlich sich aufhielt, zu schleuniger Rückkehr. Der Pöbel, durch die Notabeln der patriotisch-republikanischen Partei geleitet, tobte und drohete das Aeußerste. Der Kaiser befand sich am Vorabend einer blutigen Krisis.

Er beschwor (10. Novbr.) den ärgsten Sturm durch Entlassung aller Minister, mit denen die öffentliche Meinung bereits ebenfalls zerfallen war. Allein er beschloß auch sein Königsrecht von nun an um jeden Preis zu behaupten, und an die Stelle bereitwilliger Nachgiebigkeit den Ernst des Schwertes zu setzen.

Er nahm ungefähr 1000 Mann zu sich nach

Christovao, und nachdem Dom A. C. d' Andrade, den das Volk plötzlich nun bis in die Wolken erhob, auf die Permanenz des Congresses, so wie um kategorische Auskunft über die Maßregeln der Regierung angetragen hatte, sendete er eine Botschaft an die Versammlung, worin der Kaiser erklärte: „Täglich seyen Offiziere der Armee in Zeitblättern und Flugschriften von Faktionisten straflos mißhandelt worden; diese hätten klagend sich an die Majestät gewendet. Um Unordnungen zu verhindern und die Freiheit der Berathungen zu sichern, habe man Truppen zusammengezogen. Diese Truppen beobachteten strenge Manneszucht; ihren Beschwerden müsse überdies abgeholfen werden."

Der Congreß, durch den Inhalt dieses Schreibens etwas bestürzt, stellte sich gleichwohl beruhigt, wiewohl außer genauer Kenntniß von den Beschwerden der Kriegsmänner. Er verhieß übrigens der Regierung jeden möglichen Beistand zu Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, sobald nur das Ministerium selbst die nöthigen Mittheilungen machen würde.

Als die Antwort der Generalversammlung in St. Christovao angekommen, begehrte die Regierung in ihrer Republik: Beschränkung der zügellosen Preßfreiheit und die Purificirung des Congresses von mehrern anarchischen Mitgliedern aus ihrer Mitte. Der Beschluß desselben jedoch, nach langen und heftigen Erörterungen, fiel verneinend aus, so lange das Ministerium nicht über alle obschwebende Punkte Auskunft ertheilt und der Minister des Innern in Mitte der gesetzgebenden Versammlung erscheinen würde. Ueberdies begehrte

man die Entfernung aller portugieſiſchen Offiziere und angeſtellten Ausländer bei der Heerabtheilung zu St. Chriſtovao, auf wenigſtens einen Raum von 6 Stunden von Rio-Janeiro. Dieſem Anſinnen zu willfahren, däuchte Dom Pedro ebenſo viel, als ſeiner Krone von freien Stücken ſich verluſtig zu begeben. Er ſendete darum zwar den Miniſter des Innern nach der Verſammlung, ließ aber inzwiſchen die Mannſchaft, welche um die Quinta ſich gelagert hatte, nebſt einer Abtheilung Reiterei und mehreren Kanonen in die Hauptſtadt rücken und vor dem Congreßpalaſte in Schlachtordnung ſich aufſtellen.

Die Abgeordneten, erſtaunt und eingeſchüchtert, machten bald auf eine Scene, wie die des 18. Brumaire, ſich gefaßt, verloren jedoch ihre Würde und Haltung nicht. Hauptleute erſchienen jetzt, bewaffnet, in Mitte der Geſetzgeber der Nation und überbrachten das Wort ihres Herrn, mit allem ſoldatiſchen Trotz, der bei ſolchen Anläſſen ſich freut, die materiellen Gründe der Gewalt an die Stelle derjenigen der Ueberzeugung zu ſetzen. Ein Dekret des Kaiſers beſagte: der gegenwärtig verſammelte Congreß habe den der Nation geleiſteten Eid, den Geſammtbeſtand des Reiches, die Unabhängigkeit Braſiliens und die Rechte des Monarchen zu beſchützen, treulos gebrochen. Dadurch ſey er, der Kaiſer, veranlaßt worden, die Verſammlung aufzuheben und eine neue an deren Stelle treten zu laſſen.

Der Congreß, welcher die Kataſtrophe wohl erwartet hatte, dekretirte die Einregiſtrirung des Beſchluſſes in das Protokoll und der Präſident erklärte die Sitzung für beendigt. Die Mitglieder,

in der Mehrzahl mit feierlicher Verwahrung gegen erlittene Gewalt, räumten den Saal. Mehrere derselben wurden durch die Soldaten verhaftet. Der Kaiser erschien nun in Person, und durchritt, wie im Triumphe die Hauptstadt. Niemand setzte Widerstand entgegen; viele riefen Beifall zu; Alles beleuchtete, drei Nächte hintereinander, theils aus Ueberzeugung, theils aus Furcht, theils aus Gleichgültigkeit gegen das Geschehene.

Als die erste Gährung sich gelegt und der Freudenrausch verschlafen war, fühlte der Kaiser dennoch das Ruhmlose, Mißliche und Unbehagliche seiner Lage. Vom monarchischen Europa zurückgestoßen, vom republikanischen Amerika argwöhnisch bewacht, von zahlreichen Anhängern einer durch List und Reichthum fortwährend mächtigen Partei umgeben, von den Anhängern des Mutterlandes seiner Zugeständnisse an die Brasilianer wegen, gehaßt, konnte er durchaus die Meinung nicht entbehren, durch die ein constitutioneller Fürst einzig herrscht. Er suchte demnach das Grelle eines Schrittes zu mildern, von dem er gleichwohl die Folgen für sich zu benutzen fortgesonnen war. Der Meineid, welchen er der gesetzgebenden Versammlung im Allgemeinen vorgeworfen, wurde in öffentlichen Blättern von Seiten des Kaisers auf eine Faktion geschoben, welche aus Begierde der Rache entschlossen gewesen sey, die Gräuel der Anarchie über das Land zu rufen. Er verhieß jedoch, indem er jenen ihm angesonnenen für durchaus unpassend erklärte, einen neuen Verfassungsentwurf selbst vorzulegen. Hierbei blieb es für längere Zeit.

Wenn Dom Pedro und seine Minister mit

den meiſten Beſchlüſſen des aufgelöſten Congreſſes unzufrieden geweſen ſind, ſo war doch dies nicht der Fall hinſichtlich des engliſchen Anleihens. Im September noch hatte der betreffende Miniſter eine Art Regentſchaft über die Finanzverhältniſſe des Landes abgelegt, welche aber nicht die erfreulichſten Reſultate bot. Der Schatz war, als jener Miniſter ſein Amt antrat, angeblich mit einer Schuld von 30,550,000 Cruſaden (22 Millionen Thaler) belaſtet geweſen.

Da die Deckung der Ausgabe durch die Einnahme unter den damaligen Umſtänden ſchlechterdings unmöglich war, ſo willigte der Congreß mit ſaurer Miene in ein Anleihen von 2,500,000 Pfund Sterling. Es kam auch in der That mit den Londoner-Häuſern, Oxenford, Alcock und Comp. und Rutler Sohn zu Stande, und zwar zu 75, und mit 6 Procent; die Rückzahlung nach 35 Jahren.

Dies war die Lage der Dinge in Braſilien, im verhängnißreichen Jahre 1823, welches während zwei europäiſche Länder in den Strudel unüberſehbarer Verwirrungen, durch ungeſchickte Vertheidigung der Freiheit von einer — und planloſe Wiederherſtellung des Abſolutismus von der andern Seite, geſtürzt wurden, Amerika mit mächtigen Schritten ſeiner völligen Unabhängigkeit von den alten Colonialverhältniſſen zueilen ließ.

Viertes Kapitel.

Die Begebenheiten der Jahre 1824 und 1825.

Neuer Constitutionsentwurf Dom Pedro's und Annahme desselben. — Republikanische Reaktion von Pernambuco und Carvalso's Fall. — Unterhandlungen in Europa und Anerkennung der Selbstständigkeit Brasiliens.

Wie viel Dom Pedro (1824) auch sich Mühe gegeben, die Brasilier von seiner aufrichtigen Anhänglichkeit an das constitutionelle System und die Interessen des Landes zu bethätigen; wie streng er gegen die gebornen Portugiesen und wie unempfindlich er gegen alle Unterhändler seines Vaters schien, welchen nicht einmal die Landung verstattet worden war, so herrschte doch für und für über seine innersten Herzensgesinnungen großes Mißtrauen. Das Jahr 1823 hatte gegen alle Königseide argwöhnisch gemacht.

Die Brasilianer — meint Buchholz — konnten sich nicht überreden, daß er wirklich auf seine Familie, auf sein Vaterland, auf seine Rechte an den portugiesischen Thron und auf seine Verbindungen mit europäischen Souverainen Verzicht geleistet habe; und auf der andern Seite war ihr Haß gegen die Portugiesen viel zu heftig,

als daß sie das Eine oder das Andere hätten verzeihen können. Hierauf beruhten die Gefahren, welchen der Kaiser ausgesetzt war; Gefahren, welche eine glückliche Lösung der von ihm übernommenen Aufgabe höchst unwahrscheinlich machten. Was ihn für diesen Augenblick am meisten beschützte, war der Bürgerkrieg in Peru, und der Antheil, den die Republik Columbia an demselben nahm. Diese Republik, mächtig durch den Geist ihres Stifters Bolivar, verschmähete jedes Bündniß mit Brasilien, dessen Regierungsform sie als eine Anomalie in der großen Föderation der amerikanischen Freistaaten betrachtete. Buenos-Ayres hatte den Verlust Montevideo's nicht verschmerzt; und da die Portugiesen das östlich vom La Plata-Strom gelegene Gebiet seit dem Dezember geräumt hatten, so wendete sich die Feindschaft des Freistaates Buenos-Ayres gegen die Brasilianer und deren Regierung. Und diese Feindschaft konnte für die Ruhe Brasiliens nicht ohne Folgen bleiben, da Buenos-Ayres ein Bestandtheil der großen amerikanischen Föderation war, diese aber den Grundsatz angenommen hatte, daß ganz Amerika von den Bestimmungen Europa's unabhängig werden müsse. Ohne Stützpunkt, weder in Amerika noch in Europa, und gänzlich dem Laufe der Begebenheiten überlassen, — wie hätte der Kaiser von Brasilien sich schmeicheln können, daß er die übernommene Rolle, seine Absichten mochten für oder wider das Mutterland seyn, mit Erfolg und Ruhm durchführen werde? —

Dom Pedro hatte, seinem Worte getreu, alsbald nach Auflösung des Congresses, durch seinen

Staatsrath eine neue Verfaſſungsurkunde eiligſt entwerfen und dem Senate zur Begutachtung vorlegen laſſen. Dieſer war der ſonderbaren, wiewohl auf den erſten Blick ſehr einfachen Anſicht: das Urtheil der öffentlichen Meinung über die Güte der vorgeſchlagenen Verfaſſung könne am leichteſten dadurch gewonnen werden, daß man ſämmtliche Bürger auffordere, ihre Billigung oder Mißbilligung in öffentlich aufgelegten Regiſtern auszuſprechen. Der Vorſchlag wurde angenommen, und da es der vollziehenden Gewalt durch allerlei Mittel nicht ſehr ſchwer wurde, Billigung und Mißbilligung wenigſtens der Mehrzahl, nach Belieben zu leiten, ſo fielen natürlicherweiſe die meiſten Stimmen ſehr günſtig aus.

„Abgeſehen von den Umſtänden, unter welchen die Conſtitutions-Urkunde vorgelegt wurde, war dieſe nur darauf berechnet, den Braſilianern Vertrauen einzuflößen. Feſtgeſtellt war in ihr, ſo weit es durch Worte geſchehen kann: die Unabhängigkeit des Reichs, die Gleichheit der Rechte, die erbliche und conſtitutionelle Monarchie in der Ordnung der Erſtgeburt, ohne Unterſchied des Geſchlechts; ferner die Fortdauer der katholiſchen Religion, als Religion des Kaiſerreichs, und die Duldung, wenn gleich nicht die öffentliche Ausübung, anderer Gottesverehrungen. Dieſelbe Urkunde erkannte vier Staatsgewalten; die geſetzgebende, die mäßigende, die vollziehende und die richterliche. Die erſte dieſer Gewalten ſollte getheilt werden zwiſchen dem Kaiſer, einem Senat und einer Kammer von Abgeordneten; die zweite und die dritte ſollten dem Kaiſer allein zukommen, welcher die mäßigende Gewalt übt; 1) indem er

die Senatoren ernennt; 2) indem er die außerordentliche allgemeine Verſammlung in der Zwiſchenzeit der Sitzungen zuſammenberuft; 3) indem er die Dekrete dieſer Verſammlung ſanktionirt, um ihnen Geſetzeskraft zu geben; 4) indem er die allgemeine Verſammlung prorogirt und die Kammer der Abgeordneten auflöſt, ſo oft die Staatswohlfahrt es erheiſcht; 5) indem er ſeine Miniſter ernennt; 6) indem er die Magiſtrate ſuspendirt; 7) und 8) indem er Gnade übt und Amneſtien bewilligt."

„Die Verantwortlichkeit der Miniſter war in dieſer Conſtitutionsurkunde ausdrücklich feſtgeſtellt, und zwar in der Art, daß der Senat über ihre Verbrechen und Vergehungen, ſo wie über die der Glieder des kaiſerlichen Hauſes erkennen ſollte. Was endlich die richterliche Gewalt anlangt, ſo verdient bemerkt zu werden, daß ſie ſich, nach dem Muſter des brittiſchen Verfahrens, ſowohl in bürgerlichen als in peinlichen Sachen, auf die Anwendung des Geſetzes beſchränkte, indem die Entſcheidung über das Thatſächliche Geſchwornen vorbehalten war*).

Wenn der neue Verfaſſungsentwurf, als alleiniges Werk des Kaiſers und ſeiner Behörden, ſchon an und für ſich viele Gegner hatte, vielleicht ohne ſo herbe Kritik zu verdienen, ſo kam noch als beſonderer Umſtand der Haß hinzu, welchen die Provinzen der Hauptſtadt Rio-Janeiro trugen. Vor allen zeichnete ſich hierin das jederzeit ſtürmiſche und entſchieden republikaniſch-geſinnte Pernambuco aus. Nichts deſto weniger

*) Buchholz, XIII. 54 ff.

ward das Grundgeſetz des Kaiſerreiches Braſilien, als durch eine unermeßliche Mehrheit von Zuſtimmungen gutgeheißen, im ganzen Lande verkündigt, und von dem Kaiſer und der Kaiſerin, ſo wie von allen Behörden und Gemeinden feierlich beſchworen (25. März). Freudenfeſte der mannichfachſten Art, wie gewöhnlich, folgten. Aber es dauerte noch lange Zeit, bis die Conſtitution von dem Papiere in's Leben überging und in der Meinung des Volkes einigermaßen wurzelte. Die Inſtitutionen, die Hauptwurzeln und Lebenskräfte jeder freien und wirkſamen Verfaſſung, wurden auch hier nach demjenigen erſt eingeführt, welchem ſie billig hätten vorangehen ſollen.

Die Gährung der Gemüther begann auch bereits um dieſe Tage in verſchiedener Geſtalt ſich abermals zu zeigen; am allerheftigſten zu Pernambuco. Dom Manoel de Carvalſo Paes d'Andrade, eins der einflußreichſten Häupter der republikaniſchen Partei, war durch eine Volksverſammlung zum einſtweiligen Befehlshaber der Provinz ernannt worden. Er weigerte ſich die Verfaſſung und das Anſehen des Kaiſers ſelbſt nur anzuerkennen. Vergebens bemühete ſich die Partei Dom Pedro's, einen andern Gouverneur einzuſchwärzen; vergebens ſtellte man Dom Carlos da Silva Ferro, früher durch Reichthum vor allen ſeinen Mitbürgern in der Provinz mächtig, an die Spitze der Bewegungen für eine Gegenrevolution; die demokratiſche Partei behauptete ſich ſiegreich, und Carvalſo ſeine Stelle und ſeinen Einfluß. Der Kaiſer beſchloß nun die Unterwerfung der Stadt und Provinz durch Waffengewalt.

Zuerſt ſollte eine einfache Blokade des Hafens

von Pernambuco verſucht werden. Der Commodor Taylor wurde zu dieſem Behuf mit einem Geſchwader abgeſendet. Voran ging ein kaiſerliches Dekret, welches die Einwohner nochmals freundlich zur Unterwerfung aufforderte, es blieb aber ohne Wirkung; eben ſo auch die Nachricht, welche über die beabſichtigte Landung eines portugieſiſchen Heeres von mehr als 10,000 Mann, zu Wiederunterjochung der Colonie, und über Dom Pedro's patriotiſchen Eifer und treffliche Maßregeln zu muthvollem Widerſtande, ſich verbreitete. Man hielt von Seite der Republikaner die ganze Sache für ein ſelbſt angeſponnenes Spiel des Hofes, um Tugenden glänzen zu laſſen, an die Niemand glauben wollte. Sir Taylor ſtellte zwar, auf Dom Pedro's Befehl die Blokade ein; aber auch dieſer Beweis von Großmuth entwaffnete die Demokraten nicht, vielmehr forderte Dom Carvalſo in begeiſternden Manifeſten die Nordprovinzen Braſiliens auf, die Gewaltherrſchaft abzuſchütteln, und eine freie „Föderation des Aequators" zu bilden.

Auf die Nachricht hiervon fühlte der Kaiſer die ganze Nothwendigkeit des kräftigſten Ankampfes gegen die immer mächtiger werdende Partei der Republikaner. Noch gegen Ende Julius wurde eine kleine Flotte ausgerüſtet, beſtehend aus dem Linienſchiffe Dom Pedro, einer Corvette, einer Brigg, verſchiedenen Bombardier- und Transportſchiffen, ſo wie aus einer Truppenabtheilung von 1000 — 1200 Mann. Lord Cochrane führte den Oberbefehl. Der Brigadier Lima, zugleich zum künftigen Militairgouverneur der Provinz Pernambuco mit unbeſchränkten Voll-

machten ernannt, stand als zweiter Befehlshaber unter ihm.

Am 23. August traf der Lord vor der widerspenstigen Stadt ein, und forderte sie zur Uebergabe ihrer Waffen, Forts, Kriegsschiffe, Geschützstücke und Kassen, binnen eines Zeitraums von fünf Tagen auf, wogegen er den Einwohnern Schutz und Sicherheit der Personen, und den Urhebern und Häuptern der Empörung Amnestie, unter der Bedingung antrug, daß sie die Staaten des Kaisers, ohne dessen besondere Erlaubniß, ferner nicht mehr betreten würden. Diese Anerbieten fanden keinen Eingang. Die Einschließung der Stadt begann, und bald auch die Bombardirung der in sehr gutem Zustande befindlichen Forts.

Carvalso und Barros, entschlossen, das Aeußerste zu wagen, boten einen Widerstand, welcher selbst die Energie und die Gewandtheit Cochranes ermüdete. Er überließ demnach dem Commodore Juell die Fortsetzung der Blokade, und segelte nach Bahia ab, daselbst Unterstützung an sich zu ziehen. Lima aber unternahm von Eugeno de Suassienne, dessen er sich bemächtigt, mannigfache Bewegungen gegen Carvalso. Das Unglück wollte, daß dieser durch eine derselben von der Stadt abgeschnitten und gezwungen wurde, sich an Bord eines englischen Kriegsschiffes zu flüchten, dessen Befehlshaber ihn gastlich aufnahm. Es war umsonst, daß er auf die frühern Bedingungen hin nunmehr zu kapituliren wünschte; Lima forderte, bei veränderten Umständen, unbedingte Uebergabe. Bis zur Mitte des Septembers dauerte der Kampf fort; die Republikaner leisteten verzweiflungsvolle Wehre; endlich jedoch,

nachdem ſie durch die größere Taktik der Belagerer aus allen Verſchanzungen vertrieben worden, ſtreckten ſie die Waffen, nur theilweiſe. Mehrern Abtheilungen, welche außerhalb der Stadt ſich befanden, gelang die Rettung nach Guiana.

Die Niederlage der Pernambucaner vereitelte zwar den großen Plan der Conföderation des Aequators; aber ſie vernichtete weder den Geiſt des Widerſtandes in der übrigen Provinz, noch ſchlug ſie die Hoffnungen der Patrioten in den andern nördlichen Landſchaften völlig darnieder. Man ergab ſich bloß in die Umſtände, und harrete beſſerer Augenblicke zur Wiederaufnahme des abgeriſſenen Entwurfes. Der Einfluß und das Beiſpiel der republikaniſchen Nachbarſtaaten erhielten die gebeugten Freunde demokratiſcher Freiheit noch mehr aufrecht, und Dom Pedro's Lage war ſo kritiſch und gefahrvoll, daß bloß die Summen des engliſchen Anleihens und die Politik Englands, deren Seele Canning war, ihn retteten.

Um das Bild des Ganzen klarer und anſchaulicher zu geben, werden wir von nun an die politiſchen Hauptparteien, in welchen Braſilien und ſein Monarch eine Rolle geſpielt, zuſammenhängend, eine nach der andern, und zwar in ihren verſchiedenen Richtungen nach Innen und Außen verfolgen. Zuerſt wird alſo die Geſchichte der Regulirung des Verhältniſſes zu Portugal, die endliche Anerkennung der Selbſtſtändigkeit Braſiliens und der Souveränität Dom Pedro's, in Kurzem gegeben werden; nach dieſem von den Freundſchafts- und Handelsverträgen mit europäiſchen Mächten, von dem Kriege mit Buenos-Ayres, der Thronfolge in Portugal und dem groben

Skandale die Rede seyn, durch welchen die Tochter des Kaisers von Brasilien, allen Rechten und Verträgen, und der Politik und Moral gleich entgegen, ihrer anerkannten Rechte auf den Thron von Portugal beraubt worden ist.

Die gleichen Gründe, welche den großen Staatsmann Englands bestimmten, die Unabhängigkeit mehrerer ehemaligen Colonien Spaniens in Mittel- und Südamerika anzuerkennen, und den bereitwilligen Arm gewisser absolutistischer Cabinete des Festlandes zu Unterstützung Ferdinands VII. abzuhalten, vermochten ihn auch, Alles anzuwenden, daß Brasiliens Selbstständigkeit von dem frühern Beherrscher freiwillig zugestanden wurde. Das Cabinet von Lissabon war in eben so viele Ansichten, als die Familie selbst in Parteien, getheilt. Damals unterschied man hauptsächlich drei: eine englische, französische und spanisch-österreichische. Erstere suchte, indem sie Englands Interesse hauptsächlich im Auge hielt, die Regierung zu einer constitutionellen Reformation zu gewinnen, welche dem Lande auf jeden Fall, auch beim Fortherrschen des englischen Einflusses, nur heilbringend seyn konnte. Die französische wünschte den Sieg der monarchischen Prinzipien, aber gleichwohl einen vernünftigen Zustand der Dinge; bei Durchführung einer solchen Rolle hoffte man Frankreichs Zwecke zu fördern, und zugleich in der öffentlichen Meinung, welche dem Ministerium Villele's so verächtlich begegnete, wiederum einigen Ruhm zu gewinnen, und das Land dem englischen Einfluß zu entreißen. Die dritte Partei suchte nur den Sieg des theokratisch-absolutistischen Systems und die moralische Ertöd-

tung des Geiſtes der portugieſiſchen Nation, in wie fern ſolcher durch die Ereigniſſe der letzten 30 Jahre hineingekommen war. Die erſte und eine Abtheilung der dritten vereinigten ſich jedoch diesmals mit einander in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, daß Braſilien von Portugal frei erklärt würde. England, um den Colonialhandel des Landes in ſeine Gewalt zu bekommen und in Portugal den Meiſter zu ſpielen; Oeſterreich, damit ſeine Kaiſertochter nicht länger eine durch revolutionäre Prinzipien und Kräfte erworbene Krone theile, und der Republikanismus nicht auch auf dieſem Punkte der neuen Welt ſiegreich werde. Nur Spanien, noch von friſchem Grimm über Cannings diplomatiſche Unthat erfüllet, wendete ſich mit Abſcheu von dem bloßen Gedanken einer vertragsmäßigen Ausſöhnung. Seine apoſtoliſchen Unterhändler und die Anhänger der Königin, welche in ihrer Abgeſchiedenheit zu Queluz und Ramalſao fortwährend an dem Gift- und Hexenbrei für ihr unglückliches Vaterland kochte, wendeten alles an, Dom Joào von jedem Vergleich mit ſeinem rebelliſchen Sohne abzuhalten.

Nichts deſto weniger leitete Herr Canning Alles auf das Beſte ein. Man paralyſirte auf jede Weiſe alle Rüſtungen, zu welchen der politiſche Unverſtand der anti-engliſchen Partei ſich zu ermannen ſuchte. Noch im Jahre 1824 vermochte man den Kaiſer Dom Pedro, welcher bis jetzt keinem portugieſiſchen Abgeſandten auch nur die Landung erlaubt hatte, zu einigen mildern Maßregeln. Eben ſo zeigte ſich ſeinerſeits auch das portugieſiſche Cabinet etwas freundlicher.

Man gab die braſiliſchen Gefangenen frei.

In mehrern Häfen des Kaiserreiches wurden Schiffe unter portugiesischer Flagge zugelassen. Für die Ansichten Cannings arbeitete Palmella, für diejenigen Frankreichs Subserra am meisten*). Nach vielen vergeblichen Bemühungen erpreßte man endlich von dem Könige Johann oder dessen Ministern, das Zugeständniß: Brasilien soll den Namen eines Kaiserthums und eine besondere Constitution, Dom Pedro den Titel eines Kaiser-Regenten erhalten; die Colonie selbst aber, soll wie bisher, mit Portugal verbunden bleiben.

Nachdem hierdurch zum mindesten eine sichere Grundlage zu fernerer Unterhandlung gewonnen worden, ging der berühmte Mittler und Todtengräber der neuern Verfassungen in einer Person, Sir William A' Court (Lord Heitesbury) nach Lissabon (noch im Oktober 1824). Die von ihm und seinen Gegnern gespielten Intriguen, und der erfolgte Ministerwechsel, welcher Cannings Plane um vieles weiter förderte, findet man in der Geschichte von Portugal und in der des portugiesischen Repräsentativ-Systems erzählt. Auch Sir Charles Stuart, ebenfalls nun nach Lissabon gesendet, operirte inzwischen wacker mit; der Graf Barbacena,

*) Gleichwohl hält das Cabinet der Tuilerien es nicht für nothwendig, diesen dermal zwischen Leben und Tod in Dom Miguels Kerkern schmachtenden, und seiner gerichtlichen Meuchelmordung entgegensehenden Diplomaten, auch nur durch eine ernsthafte Depesche zu retten, so wie man auch zu allen übrigen Gräuelthaten diplomatisch-artig stillgeschwiegen hat. Solches heißt heut zu Tage: „Sieg der Prinzipien."

im neuen Miniſterium die Hauptperſon und in Dom Pedro's Intereſſe, und mit Palmella insgeheim fortwährend verbunden, war die Seele der Bemühungen für die Emancipation Braſiliens. Man unterſtützte das Anleihen des Kaiſers, welches die Judenfamilie Rothſchild übernahm. Die Partei der Königin und ihrer Verbündeten war in Verzweiflung, da ſie einen Sieg conſtitutioneller revolutionärer Grundſätze für Portugal nicht minder als für Braſilien nahe ſahen.

Endlich war man im Februar 1825 zu London, wo auch der Prinz Eſterhazy ſehr thätig an den Unterhandlungen Theil nahm, ſo weit vorgeſchritten, daß dem Kaiſer nachſtehender Antrag, mit Bewilligung Dom João's gemacht werden durfte: „So lange Dom João VI. lebt, führt Dom Pedro, ſein Sohn, den Namen eines Kaiſer-Regenten; nach deſſen Tode aber denjenigen eines Königs von Portugal und Kaiſers von Braſilien. Das neue Reich bezahlt an das Mutterland eine Entſchädigungsſumme und bleibt, wiewohl mit demſelben, mittelſt eines gemeinſamen Oberhauptes, verbunden, ein für ſich beſtehender Staat.“ Die braſiliſchen Geſandten erklärten ihre Vollmacht für unzureichend, und ſtellten völlige Unabhängigkeit als Conditio sine qua non jedes endlichen Vergleiches auf.

Sir Charles Stuart reiſte nichts deſtoweniger mit einer außerordentlichen Sendung nach Rio-Janeiro, wie es ſcheint, auch von Liſſabon aus mit ungewöhnlicher Vollmacht verſehen. Er kam gerade zu einer Zeit in Braſilien an, wo der Krieg mit Buenos-Ayres um Montevideo, die Plane auf Paraguay, die Umtriebe der

republikanischen Partei, und die Politik und Entwürfe Bolivars den Kaiser auf das mannichfaltigste bewegten und mit Besorgnissen jeder Art erfüllten. Nie hätte der Augenblick zu Abschluß eines Vergleiches gelegener seyn können, als der gegenwärtige.

Dom Pedro empfing den englischen Vermittler auf ausgezeichnete Weise (28. Juli 1825), und der Staatsrath rathschlagte ohne Säumen über die Gegenstände seiner Sendung. Am 29. August wurde der Vertrag zwischen Brasilien und Portugal unterzeichnet. Dom João VI. erkannte in demselben ersteres Land als ein unabhängiges, von Portugal, Algarvien und den übrigen Besitzungen getrenntes Kaiserreich, seinen Sohn Dom Pedro de Alcantara aber als Beherrscher desselben an. Der König, welcher aus freiem Willen für sich und seine Nachkommen alle Rechte auf das Land Brasilien an Dom Pedro und dessen Erben abtritt, behält sich bloß ebendenselben kaiserlichen Titel vor.

Für Ausgleichung aller zwischen beiden Reichen noch obwaltenden Irrungen, nehmen beide Monarchen die Vermittlung Sr. Großbritanischen Majestät an. Alsbald sollen auch von beiden Seiten Bevollmächtigte zusammentreten, und die wechselseitigen Reclamationen in's Reine bringen. Sir Charles Stuart, von Portugal in dieser Eigenschaft bereits ernannt, überbrachte nunmehr, nach einer Ueberfahrt von 52 Tagen, die wichtige Botschaft des angenommenen Vertrages.

In ganz Brasilien, wo man an die Sache Dom Pedros und der constitutionellen Monarchie aufrichtige Anhänglichkeit fühlte, herrschte Jubel und Begeisterung über das Geschehene. Die re-

publikaniſche Faktion allein fühlte ſich einer ihrer vorzüglichſten Stützen, der Ungewißheit des bisherigen Zuſtandes und der Furcht vor Portugal, durch welche das Anſehen des Kaiſers ſtets noch in Schach gehalten und gemindert worden war, von nun an beraubt.

Fünftes Kapitel.

Dom Joào's Tod. Die Carta de Lei. Donna Maria, Königin von Portugal. — Die Verträge Braſiliens mit auswärtigen Mächten. — Verhältniß zu Dr. Francia. — Tod der Kaiſerin Maria Leopoldina. Generalverſammlungen von 1826 und 1827.

Ein großer Theil der portugieſiſchen Patrioten, aus Gründen, welche ihrem Gefühle mehr denn ihrem Herzen Ehre machten, vernahmen die Nachricht von endlicher Lostrennung der wichtigen Colonie, mit Bedauern und Schmerz. Die Einſichtsvollern erkannten, daß es der Nation mehr fromme, das Unhaltbare freiwillig aufzugeben, und die heimiſche Kraft für Verbeſſerung des innern Zuſtandes anzuwenden, ſtatt zu fruchtloſem Ankampf wider den Geiſt der Zeit und den Willen des Schickſals in einem entfernten, Portugal längſt im Geiſt entfremdeten Lande zu vergeuden. Andere fanden im Sieg der Grundſätze hinreichende Entſchädigung, und in dem freundſchaftlichen Verhältniß zu einem Bruderſtaate größern

Gewinn, in materieller wie in moralischer Beziehung, denn in dem Widerwärtig-Feindseligen eines Gewaltherrn zu einem unterdrückten und in seinen edelsten Rechten mißhandelten Volke. Alle drei aber ahneten die furchtbaren Ereignisse nicht, die aus dieser Trennung, wiewohl nicht als unmittelbare Folge, sondern gegen die Berechnung der Verständigsten, für Portugal sich entwickeln sollten.

Während Dom Pedro die Bemühungen der Republikaner in Brasilien mit kräftigem Arme niederschlug, entdeckte Verschwörungen mit Beil und Strang bestrafte, mit England Freundschaft unterhielt, diejenige des Libertadors Bolivar suchte, zur Theilnahme am großen Congreß der amerikanischen Staatenbunde bereit sich erklärte, und mit Dr. Francia Briefwechsel pflog, während Brasiliens Handel aufblühte und der des ehemaligen Mutterlandes neuen Schwung erhielt, erkrankte plötzlich sein Vater, der König João VI. von Portugal, und starb, man weiß noch immer nicht, ob an natürlicher Krankheit, ob an Wirkungen der Chokolade von Mafra, zubereitet von der Hand der Apostolischen, — nachdem er noch zuvor seine zweitälteste Tochter, die geistvolle und anmuthige Prinzessin Isabella, zur Regentin von Portugal erklärt hatte.

Noch vor diesem Ereigniß hatte bange Ungewißheit der Gemüther sich bemächtigt, welcher von beiden Prinzen auf den Thron von Portugal einst wohl nachfolgen würde, ob der Kaiser von Brasilien (vermöge der alten Reichsgesetze und des Rechtes der Erstgeburt), oder der Infant Dom Miguel (vermöge der vertragsmäßigen

Trennung beider Länder). Jener Vertrag selbst hatte auf diesen Fall hin keine Verfügung; doch behauptete man, geheime Clauseln, zu Gunsten D. Pedro's, von England garantirt, seyen demselbigen bei seinem Abschluß gleich beigefügt gewesen. Die Meinung der Mehrzahl von Staatsrechtlehrern und die der meisten Cabinete ging dahin: Dom Pedro habe wohl für seine Person, aber nicht für die seiner rechtmäßigen Erben auf den väterlichen Thron entsagt und entsagen können. Da der Kronprinz von Brasilien, sein ältester Sohn, vermöge der Constitution dieses Landes, in demselben allein einst herrschen konnte, so ging das Recht desselben natürlicherweise, und in Folge der portugiesischen Reichsgesetze, auf das zweite Kind des Kaisers und Königs, die älteste Prinzessin, Donna Maria da Gloria, damals Prinzessin von Groß-Para, über. Die Partei von Queluz u. s. w. aber hoffte für den Liebling Dom Miguel, dessen große Verdienste und Herrscherfähigkeiten durch mehr als ein Ereigniß, worunter Coule's Ermordung nicht das ruhmloseste war, sich bereits kund gegeben hatte. Man harrete mit ängstlicher Ungewißheit der Bekanntmachung des geheimen Artikels in dem oben genannten Vertrage, welcher allein das Räthsel lösen konnte, und mit dem man schon seit längerer Zeit sich herum getragen hatte.

Die europäischen Mächte, mit Ausnahme derjenigen, welche dem Dom Miguel, seiner Mutter und der apostolischen Faktion auf den schlimmsten Fall hin im Geheimen Hülfe zugesagt, anerkannten die Rechte des Dom Pedro. Man beschloß denselben feierlich zu bewillkommnen und seine

Befehle einzuholen. Canning arbeitete für friedliche Vereinigung der tiefverwickelten Sache. Sir William A'Court, vermuthlich schon damals im Solde der Tories von England und des Festlandes, spielte den eifrigen Constitutionellen, und ermuthigte die Prinzessin-Regentin zu standhaftem Ausharren auf ihrem schwierigen Posten. Dom Miguel, welcher seit seiner Verbannung, zu Wien die nothdürftigsten Elemente der Menschwerdung und in den Künsten seiner künftigen Bestimmung gehörigen Unterricht empfangen hatte, unterwarf sich scheinbar der Gewalt seines Bruders. Schon damals aber arbeitete man diplomatisch von einigen Seiten an seiner einstigen Erhebung.

Sr Stuart war am 1 März 1826 zu Rio-Janeiro eingetroffen und von dem Kaiser auf das huldreichste empfangen worden. Dom Pedro beeilte sich, das Loos seines ehemaligen Vaterlandes, in welchem zu herrschen vom Schicksal ihm nicht vergönnt war, seiner erhabenen Stellung und der bisher gespielten Rolle würdig, zu entscheiden. Er bestätigte seine Schwester Isabella in ihrem Amte als Regentin-Reichsverweserin des Königreiches Portugal, gewährte allen Portugiesen ohne Unterschied, welche vom Jahre 1820 an, politischer Verbrechen sich schuldig gemacht, Amnestie, und gab dem Lande eine politische Verfassung, Carta de Lei, der brasilischen nachgebildet, am 23. April des Jahres 1826. Hierauf trat er alle seine Rechte auf die Krone Portugal an seine Tochter Donna Maria da Gloria ab, welche er zugleich seinem Bruder, Dom Miguel zur Gemahlin bestimmte (2. Mai).

Nachdem dies geschehen und Herr Stuart

zur Ueberbringung der freudenreichen Botschaft nach Lissabon entlassen worden, versammelte der Kaiser auch alsbald nach seiner Rückkehr aus Bahia, wo er eine Zeitlang sich aufgehalten, die zu Ende des Jahres 1825 bereits einberufenen Kammern, und beschwor am 25. März abermals die Verfassung. Eröffnung und Schluß gingen auf das prunkvollste vor sich. Der Kaiser erklärte den Brasilianern, daß er aus Liebe zu ihnen, dem Throne Portugals entsagt. Alle öffentliche Aktenstücke huldigten dem Systeme der gesetzlichen Freiheit unverhohlen. Das Volk begann nunmehr im Ernst an des Kaisers constitutionelle Gesinnung zu glauben, und jetzt erst, nachdem er von Portugal auf gleich würdige, als vortheilhafte Weise sich losgesagt, schien er in dem Herzen der Brasilianer eingebürgert.

Es ist vielfach die Rede davon gewesen, daß England (durch Canning sowohl als Stuart), an Abfassung jener portugiesischen Charte Theil gehabt. Allein beide Männer haben dies auf das Bestimmteste geläugnet, und der Minister sogar das Werk Dom Pedro's in vielen Punkten, als unpraktisch, förmlich gemißbilligt. Man behauptete später sogar, die Carta de Lei sey von des Kaisers eigener Person entworfen, und nach seinen Lieblingsideen, von einem hoch in seinem Vertrauen stehenden Brasilier ausgearbeitet worden.

Dom Pedro's Name erscholl fortan in dem Munde der Mehrzahl Portugals, als derjenige eines segenreichen Gesetzgebers und Wohlthäters. Man feierte sein Andenken auf jegliche Weise. Man ehrte England, und seinen berühmten Staatsmann und die Unterhändler, welche die Sache betrieben, mit einem Gefühl, das den alten Nationalhaß gegen

alles Englische auf eine Zeitlang verdrängte. Aber der Tod Cannigs, die Schlaffheit des Ministeriums und die Handlungsweise eines Wellington, A'Court, Goderich, Beresford und Aberdeen zerstörten nach kurzer Zeit alle Früchte wieder, und verwandelten dasjenige, was ursprünglich zum Segen verliehen worden war, in gräuelvollen Fluch.

Wir kehren nunmehr zu den Akten und Schicksalen Dom Pedro's, als Monarch von Brasilien, zurück. Er hatte England für mannigfach geleistete Dienste verbindlich sich erzeigt, und seinen Handel auf jede Weise begünstigt. Die Diplomaten des mächtigen Inselreiches behaupteten zu Rio-Janeiro einen Haupteinfluß. Ein Handelsvertrag zwischen beiden Staaten war schon früher abgeschlossen, und unterm 18. Oktober 1825, in der brasilischen Hauptstadt unterzeichnet worden. Das englische Ministerium fand jedoch allerlei Anstände, und versagte seine Genehmigung *). Nach verschiedenen Schwierigkeiten kam auch mit Frankreich (im Juni 1826) ein Freundschafts- und Handelsvertrag zu Stande. Diesem folgten, ein Jahr darauf (16. Juni 1827), ähnliche Verträge mit Oesterreich, welches nun die Kaisertochter als rechtmäßige Monarchin Brasiliens, und die Enkelin zweier Kaiser, als legitime Königin von Portugal (damals noch) erblickte; eben so mit den hanseatischen Republiken Hamburg, Lübeck und Bremen (17. Octbr. 1827).

*) Der Punkt wegen wechselseitiger Auslieferung der Verbrecher verzögerte den Abschluß. Falsche Schaam! Eitle Koketterie, man kennt dich, schöne Maske.

Das freundschaftliche Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem Dr. Francia hatte um diese Zeit bereits aufgehört. Noch gegen das Ende des Jahres 1826 fanden unangenehme Berührungen Statt. Der Diktator von Paraguay hatte früher Dom Pedro das Wort gegeben, in des Kaisers Verhältnissen zu Amerika und Europa völlige Unparteisamkeit zu behaupten. Eben so hatte er Bevollmächtigte nach Madrid geschickt, um gewisse Vorschläge zu machen, welche auf den Fall ihrer Verwerfung von Seite der spanischen Regierung, sodann dem Kaiser ebenfalls zur Entscheidung übersandt werden sollten. Eine mächtige Intrigue, von der Königin Charlotte angesponnen, war der Haupthebel dieser mystischen Unterhandlung. Allein sie scheiterte, und die Commissäre wurden von Dom Ferdinand VII. nicht nur nicht angehört, sondern selbst mißhandelt, nach den Grundsätzen des in Spanien herrschenden Gast- und Völkerrechtes.

Dr. Francia hielt dafür: Dom Pedro's Benehmen und seine Carta de Lei trügen alle Schuld daran. Er klagte daher bitter den Kaiser an, daß er die Revolution auf den amerikanischen Continent gebracht und lüsterne Augen auf den Staat Paraguay geworfen habe; daß er es sey, welcher, mit Hülfe brittischer Sendlinge, die Mission der Commissäre in Madrid vereitelt. Die neue Verfassung, die er den Portugiesen gegeben, und durch die die Revolution in jenem Lande aus ihrer Asche wieder erstanden, wäre nur der Deckmantel seiner Pläne auf das linke Ufer des Uraguay. Wenn Dom Pedro fortführe, sich durch unwürdige Einflüsterungen leiten zu lassen, Ein-

flüsterungen, wodurch sogar seine ehrwürdige Mutter in den tiefsten Kummer versetzt worden sey, so werde sich Dr. Francia und die Regierung von Paraguay nie in Verbindung einlassen. In Paraguay wisse man wohl, daß Dom Pedro Schuld an der Empörung des Abendeno trage (eines Mannes, der zuerst die jetzige Verfassung Paraguay's vorschlug, und deshalb, auf Francia's Befehl, am 26. Oktober 1826 hingerichtet wurde).

Der Diktator hatte, in Folge der angeblich von Brasilien unternommenen Bewegungen, die für eine Weile an B. Zapidas übertragenen Zügel der Regierung, mit neuer Kraft und Raschheit ergriffen, und den Abgeordneten des brasilischen Generals, der in dem Staate Banda Oriental befehligte, nicht einmal zugelassen, vielmehr denselben auf barsche Weise zur Rückreise nach Matteo-Grosso genöthigt. Nach diesem war auch, trotz freundschaftlichem Vergleichsanerbieten, eine brasilische Brigg in den Gewässern von Paraguay durch eine Goelette des Diktators verhindert worden, ihren Weg fortzusetzen. Endlich traf Francia ernsthafte Rüstungen, wie zu Abwehrung eines feindlichen Angriffs. Vergebens begehrte der Admiral Dom Pedro's von dem Befehlshaber der paraguay'schen Seemacht die Erlaubniß, einen Unterhändler nach Assomption zu schicken; der gestrenge Doktor erklärte alle fernere Verbindungen mit Brasilien abgebrochen, drohete, jedes Schiff, das über St. Nikolas de los Arroyes vordringen würde, anhalten und die Mannschaft niederschießen zu lassen. Gegenmaßregeln von Seite des Kaisers erwartend, bereitete er sich zu ernsthaftem Kampfe, stellte er ein Beobachtungsheer auf die Gränze, theilte

er Kaperbriefe aus. Kurz vorher war, da der König von Spanien den vortheilhaften Vorschlägen, welche die Regierung von Paraguay, unterstützt von der Königin Caroline, der mächtigen Stütze des römisch-katholischen Glaubens, ihm gemacht, kein Gehör gegeben hatte, die Unabhängigkeit der theokratischen Republik förmlich ausgerufen worden. Dadurch hoffte man allen künftigen Attentaten Dom Pedro's auf dies von Revolutionsstürmen bisher frei erhaltene Land, hinreichend begegnet zu haben. Die Zeit wird lehren, ob es dem brasilischen Kaiser nicht gelingt, einen Staat mit dem seinigen zu vereinen, welcher durch Jesuiten entstanden, und durch einen Jesuiten mit Robespierrischem Charakter bisher regiert worden ist.

Eine tiefe Wunde wurde dem Herzen Dom Pedro's durch den Tod seiner oben genannten liebenswürdigen Gemahlin, Maria Leopoldina, geschlagen, welche am 11. Dezember des Jahres 1826 gestorben war. Sie nahm die Achtung und die Thränen aller bessern Brasilianer mit in's Grab. Niemals hatte sie die ihrem Geschlecht und Hause oft so eigene Sucht, in Staatssachen sich zu mengen und politische Intriguen anzuzetteln, getheilt, noch vielweniger den Haß eines fremden Cabinettes gegen alles constitutionelle Wesen in dasjenige ihres Gemahls zu verpflanzen gesucht. Sie erfüllte alle ihre Pflichten, als Gattin und Mutter, musterhaft. Die Bosheit hat auch dessen ungeachtet das traurige Ereigniß ihres frühen Absterbens ergriffen, und dasselbe mit einem geheimen Verhältnisse Dom Pedro's in Verbindung gebracht, bloß in der Absicht, einem con-

ſtitutionellen Fürſten in der öffentlichen Meinung dadurch zu ſchaden, welcher dieſe letztere zu ehren und anzuerkennen es wagte.

Die Sitzung des Nationalcongreſſes vom J. 1827, welche am 3. Mai von dem Kaiſer in eigener Perſon eröffnet worden, füllte ſich meiſt mit Betrachtungen über die nunmehr ſo glücklich geregelten Verhältniſſe Portugals, und Berathungen über den Krieg mit Buenos-Ayres, und mit Verbeſſerung der Finanzen des Landes. Beide letztere Dinge waren aber gerade ſehr unvereinbar, und ehe der Gang der Begebenheiten uns noch einmal zu kurzem Rückblicke auf das portugieſiſche Drama hinruft, und zu Dom Pedro's neueſten Entſchlüſſen; iſt es nothwendig diejenigen Ereigniſſe in gedrängtem Umriſſe vorüber zu führen, welche nicht nur die innere Erſtarkung Braſiliens bis dahin verhindert und viele ſeiner edelſten Kräfte erſchöpft, ſondern auch den Kaiſer ſeither noch verhindert haben, gegen den frechen Räuber der Krone ſeiner ſchimpflich verſchmäheten Tochter mit aller Macht des gereizten Königszornes aufzutreten.

Sechstes Kapitel.

Der Krieg mit Buenos-Ayres. — Dessen Hauptereignisse und Ausgang. — Donna Maria wird der portugiesischen Krone beraubt.

Die nähern Umstände der Besitznahme der Banda Oriental, welche längere Zeit einen Bestandtheil des Vicekönigreiches Buenos-Ayres gebildet, die vorangegangenen Begebenheiten des Kampfes der Argentiner mit Spaniens Heeren, die Gewaltherrschaft des Parteigängers Artigas, und die Bedingungen, unter welchen Brasilien die wichtige Provinz interimistisch zu seinen Handen nahm, möge man später in der Geschichte von Montevideo vergleichen, welches, als nunmehr selbstständiger Freistaat, ebenfalls eine Abtheilung in unserm historischen Cyklus von den amerikanischen Republiken erhalten muß. Eben so gehört auch der Kampf um die Banda Oriental selbst, sowohl in diese Abtheilung, als in die Darstellung der Schicksale des argentinischen Staatenbundes. Um somit dieselbe Sache nicht dreimal zu erzählen, führen wir hier nur die vorzüglichsten Momente des merkwürdigen Streites an den Augen des Lesers vorüber.

Die Einwohner von Montevideo und dem dazu gehörigen Gebiete hatten stets die Absicht blicken

lassen, vom Kaiserstaate Brasilien sowohl als der La Plata-Republik unabhängig, nach eigenen Gesetzen sich zu regieren. Doch hing ihr Herz, im Fall einer Wahl zwischen beiden, mehr an der letztern denn an dem erstern, da bei dem vorwaltenden Föderativsystem, ihr Wunsch nach politischer Unabhängigkeit wenigstens zum Theil sich verwirklicht haben würde. Noten und Beschwerden wurden hinter einander in großer Anzahl gewechselt; allein der Kaiser Dom Pedro hielt mit stärkerm Arm die knirschende Provinz in seinem Gehorsam, und die Einwohner erklärten durch erzwungene Adressen ihre innige Bereitwilligkeit, für immer mit Brasilien vereinigt zu bleiben. Endlich jedoch machte der unterdrückte Volksgeist sich Luft; am 21. April 1825 brach allgemeiner Aufruhr aus und die republikanische Partei erhob trotzig ihr Haupt. Die Patrioten vom La Plata hatten durch Geldsummen, Briefwechsel und Unterhändler die Flamme angeblasen, und die materiellen Mittel des Widerstandes so viel wie möglich zugeführt.

Der General Lavalleja stellte sich an die Spitze bewaffneter Haufen, landete am linken Ufer des La Plata, und bestimmte Fructuoso Ribeira, einen der Feldherren Dom Pedro's, zum Uebergang zur Sache der Insurgenten. Bald darauf erklärte der Congreß der Republik Buenos-Ayres die Wiederaufnahme der Banda Oriental in den argentinischen Staatenbund, von welchem sie niemals aufgehört habe, einen Bestandtheil zu bilden. Die Zeit der brasilischen Herrschaft über dieselbe wurde als eine fortgesetzte Usurpation betrachtet. Die Republik stellte sofort ein Beobachtungsheer am La Plata auf.

Die Truppen des Kaisers und der Cisplatiner stießen nunmehr auf einander und das Kriegsglück wechselte. Erstere erlitten (8. Juli) bei Perdido, letztere (14. Okt.) bei Orqueta de Sarandi, und ebenso (4. Novbr.) bei Arboletto eine empfindliche Niederlage.

Um eben diese Zeit hatte der Großadmiral, Lord Cochrane, den Dienst des Kaisers wegen Streitigkeiten mit den Ministern über Sold und Prisen, verlassen, und war nachmals in die Dienste der Griechen, in gleicher Eigenschaft, gegangen, ohne jedoch für die großen Summen, die er sich stipuliren ließ, die Erwartungen jener Nation und ihrer Freunde in der Folge zu befriedigen. Durch ein Betragen, welches allzusehr demjenigen eines abenteuernden Miethlings glich, büßte er sehr viel in der Meinung der Philanthropen und Freiheitsfreunde Europa's von dem bisherigen Ruhme ein. Der Kaiser entließ ihn, zwar ungern, doch mit gereizter Stimmung über die schnell wechselnden Grundsätze eines Mannes, dem er so viel vertraut und so große Wohlthaten zugetheilt hatte. Er vergaß, daß der Engländer stets zu Aenderung der politischen Rolle bereit ist, sobald er nur irgend einen Zuwachs für seinen finanziellen Vortheil erblickt. Der Nachfolger Cochrane's, Lobo, foderte die Regierung von Buenos-Ayres nachdrücklich auf, ihr bisheriges System, nach welchem sie die Insurgenten der Banda auf alle Weise unterstützt, zu ändern. Die Republik entwickelte ihrerseits in einer gedruckten Denkschrift (4. Novemb.) den unrechtmäßigen Titel, mit welchem Brasilien sich im Besitze der streitigen Provinz fortbehauptet, so wie auch die Ansprüche der Fö-

deration vom La Plata auf dieſen, der gemeinſamen Kette gewaltſam entriſſenen Ring. Von der Feder jedoch kam es bald, wie Jedermann wohl erwartet hatte, zum Schwerte.

Der Kampf wurde von beiden Theilen mit Erbitterung, beiden zu gleich großem Nachtheil, geführt. Die edelſten Kräfte, welche füglicher der innern Entwickelung wären zugewendet worden, ſah man nutzlos hier verſchwendet. Die Cisplatiner ſelbſt konnten für ihren urſprünglichen Plan noch die meiſte Hoffnung ſchöpfen. Zur See waren die Braſilier, — zu Land, weil hier von den freiheitdürſtenden Einwohnern kräftig unterſtützt, befanden ſich die Gegner mehr im Vortheil. Der Obriſt Olivera nahm noch zu Ende des Chriſtmonds (30. Dcbr.) 1825 die Stadt Thereſa und ſtürmte das Fort St. Migues. Lobo dagegen drang mit ſeiner Flotte auf dem La Plata bis Buenos-Ayres vor. Sofort wurde, zu großem Schaden der Stadt und der neutralen Schiffe, die Blokade eingeleitet, wiewohl ſchlecht genug vollzogen. Die Flotte der Republik, unter dem Oberbefehl des tapfern und kenntnißreichen Brown, ſchlug diejenige des Kaiſers und zwang ſie zu ſchleunigem Rückzug. Aber es gelang Lobo bald wieder auf ähnliche Weiſe ſich zu rächen und die Blokade wieder herzuſtellen.

Während dies zur See geſchah, belagerten die Heerhaufen La Vallega's und der Argentiner Montevideo mit Macht. Aber die Stadt war zu ſtark befeſtigt und zu gut mit Vertheidigern verſehen, als daß ein entſcheidender Schlag ſobald gelingen konnte, trotz der dem Kaiſer friedlich geſinnten Mehrzahl der Bevölkerung. Eine Reihe einzelner

Gefechte und Ausfälle wiederholten sich unter den Mauern. Jeder Theil hoffte durch standhaftes Ausharren die Geduld des andern zu ermüden. So standen die Sachen, als die überraschenden Ereignisse in Portugal entschieden, und Dom Pedro zu Anträgen des Friedens geneigter gemacht, die seither, der wiederholten Bemühungen des brittischen Unterhändlers und Vermittlers ungeachtet, jederzeit an der Hartnäckigkeit der Kämpfenden gescheitert waren*).

Die Verfassung, welche Dom Pedro dem Reiche Portugal gegeben, und die Souverainität der Königin Donna Maria da Gloria, waren von allen europäischen Mächten (mit Ausnahme Spaniens) förmlich anerkannt worden. Die Infantin Isabella führte, in Dom Pedro's und seiner Tochter Namen, bis zu deren Großjährigkeit, die Zügel der Regierung. Inzwischen sammelte sich eine Faktion Mißvergnügter, von der spanischen Camarilla, von der Jesuitenpartei in Portugal, der Congregation von Paris, von den Agenten der alten Königin, den geheimen Vollmachten aus Wien und den Tories in England aufgemuntert und unterstützt, im Innern des Landes, und es begann ein blutiger Bürgerkrieg. Dessen Erfolge und Ausgang sind in der Geschichte von Portugal geschildert worden. Um die innere Ruhe wieder herzustellen und die Parteien zu beschwichtigen, sann man auf einen Mittelweg, und beschloß, den Infanten Dom Mi-

*) Vgl. die auf diesen Kampf sich beziehenden Aktenstücke in den „Neuesten Staatsakten" von Cotta. B. IX. und X.

guel, den Oheim und Verlobten der jungen Königin, als Regenten, bis zu deren Ankunft, nach seinem Vaterlande zurück zu schicken. Das österreichische Cabinet, welches für Dom Miguels, des in Herrn von Genz's Schule nunmehr Erzogenen Treue zu bürgen schien*), hatte vorzüglich — wie es heißen will und Dom Pedro nachmals selbst erklärte, — auf diese Entschließung eingewirkt. Schon früher war sein Entschluß, den Bruder zu sich nach Rio-Janeiro zu nehmen und daselbst erziehen zu lassen, durch eine geheime Sendung des Ritters von Neumann geändert und sein Mißtrauen gegen den Jüngling, dessen Charakter nur allzu wohl ihm bekannt war, für eine Zeitlang entwaffnet worden.

Dom Miguel, welcher zu Wien, in völliger Freiheit, der Autorität seines Bruders förmlich gehuldigt und als Statthalter desselben die Reise nach Lissabon angetreten hatte, war nicht sobald daselbst angelangt, als er, nach frevelhaftem Spiel mit einem zweiten Eid auf Evangelium und Charte, die Maske abwarf, die Cortes mit Kriegsleuten verjagte, die treuesten Anhänger der rechtmäßigen Gewalt einkerkerte und jenes blutige System zu entwickeln begann, welches bloß an den Septembergräueln und Noyaden der französischen Revolution und an den Unthaten Ali Pascha's ein würdiges Gegenstück findet. Oeffentlicher und geheimer

*) Der Prinz hatte den Kaiser von Oesterreich von seinem Entschluß, den Befehlen seines Herrn und Bruders zu gehorchen und die Constitution zu beschwören, in Kenntniß gesetzt, und Se. Majestät ihn sehr gebilligt.

Meuchelmord, kaum nothdürftig unter gerichtliche Formen verhüllt, trat an die Stelle der Gesetze, und eine allgemeine Plünderung des Vermögens Aller, welche durch Geburt, Talent und Industrie sich auszeichneten und zu Dom Pedro's Anhängern gehörten, kam an die Tagesordnung. Jeder Erinnerung an den rechtmäßigen König wurde mit raffinirter Beschimpfung Hohn gesprochen und an die Plätze, wo seine niedergerissenen Bildsäulen gestanden, Galgen aufgepflanzt. Die Usurpation der königlichen Krone nach der Gaukelei mit den abgeschafften alten Cortes, vollendete das Werk der Gewalt und des Hochverrathes. Die Gegenrevolution von Oporto mißlang, und die Ermordung oder Mißhandlung der Bürger, ohne Unterschied des Geschlechtes, Alters und Ranges, nahm ihren ungestörten Fortgang. Der Tajo schwemmte, das Werk der Nacht verrathend, die heimlich Erwürgten an das Land. Die Scene mit Moreira und seinen Gefährten, so wie mit deren schuldlosen Wittwen und Waisen, steht, indem wir diese Zeilen niederschreiben, als neuester merkwürdiger Commentar zu den Grundsätzen der Legitimität, zum allgemeinen Schauder des civilisirten Europa's, da, welches von den Höhen des Himmels, oder von jenseits des Weltmeers die Hand des Rächers über namenlosen Verrath und Frevel erwartet, und in dem Glauben an alles Recht, alle Moral, alle Eide und Verträge irre gemacht werden würde, so diese Rache nicht exemplarisch sich nahen würde.

Dom Pedro, in seinem tiefsten Innern über diese Thaten erschüttert, hat bereits die treu-

losen Vorschläge der Abgeordneten des Ministeriums Wellington, zum Vergleiche mit dem Thronräuber abgelehnt. Er billigte das Betragen seiner Anhänger, er schickte den Königen Europa's seine Tochter, um durch den Anblick eines schuldlosen Fürstenkindes Jedem, welcher in Verwerfung des Meuchlers zögern würde, Schaamroth in die Wangen zu jagen. Er schloß mit Buenos-Ayres Frieden, um ungestört für die Rechte dieser Fürstin wirken zu können und seine zertretene Charte wieder herzustellen. Nachdem der „älteste und getreueste Alliirte des Hauses Braganza" mit Donna Maria da Gloria eine heuchlerische Farçe gespielt und seine getreuen Diener mit Kanonenschüssen von ihrer Pflicht zurückgetrieben hat, sinnt er nunmehr darauf, mit den Waffen in der Hand den gordischen Knoten zu zerschneiden und die Mächte Europa's, welche die Versuchung vielleicht angewandelt haben möchte, ein Ungeheuer, wie der Usurpator des portugiesischen Thrones, in ihrer Mitte aufzunehmen, in die Wahl zu versetzen: entweder einem Hochverrath an der Legitimität das gehörige und strenge Urtheil zu sprechen, oder gegen die letztere selbst, zum Schutze eines Verbrechers, die Waffen zu ergreifen, welche nur der Vertheidigung des Rechtes und der Ordnung, der Throne und ihrer Besitzer durch feierliche Aussprüche, Verträge und Congresse, seit 1814 geweiht worden sind. Die nächste Zukunft wird belehren, ob ein usurpirter Thron revolutionäre Grundsätze heiligen mag, welche in ihrer Richtung von unten auf so feierlich verdammt und welchem von der ältesten europäischen Macht zarte

Familienverhältniſſe zum Opfer gebracht worden ſind. Die Völker erwarten zu wiſſen, was ſie ferner noch von Verträgen und Eiden, und von Regierungen und Verfaſſungen zu glauben haben, wenn Thaten dieſer Art ungeſtörten Fortganges ſich erfreuen.

Dritte Abtheilung.

Statistik von Brasilien

und

allgemeine Betrachtungen über dasselbe.

Staatsgrundmacht.

I. Das Land *).

Mit Recht hat man dieses ungeheure Land, welches an Gebietsumfang nur Rußland weicht, ein Paradies genannt. Die Natur — wie wir bereits gezeigt, begünstigt es auf solche Weise, daß der Fleiß des Menschen und eine kluge Verwaltung zu ungewöhnlicher Blüthe es dereinst erheben mögen.

Hinsichtlich seiner geographischen Lage erstreckt Brasilien durch einige 40 Breitengrade

*) Wir sind in dieser Abtheilung hauptsächlich Lips und von Weech gefolgt, welche beide an Sicherheit der Angaben und Klarheit der Darstellung wohl alle Vorgänger ersetzen. Die Anordnung ist nach dem bekannten, von Hassel am lichtvollsten durchgeführten System der statistischen Behandlung jedes einzelnen Landes nach den allgemeinen Grundsätzen.

sich hin, nämlich vom 3° n. B. oder der Nähe des Erd-Aequators, bis zum 35° s. B.; und eben so vom 17—53° westlicher Länge. Seine Gränzen sind: im Osten der Ozean; im Süden die argentinische Republik und Paraguay; im Westen Bolivia und Peru; im Norden Columbia. Seine Größe beträgt 140,625 geographische Q. Meilen, seitdem die Banda Oriental von ihm wiederum getrennt worden.

Die physische Beschaffenheit und zwar zuerst seine Oberfläche betreffend, so besteht das Land aus hohen, niedern und ebenen Gegenden. Die meisten Ebenen sind in der Provinz Rio-Janeiro. Von den großen Bergketten, deren mehrere 4—5000 Fuß über die Meeresfläche sich erheben, ist schon in der allgemeinen Einleitung zu diesem Werkchen die Rede gewesen.

Der Boden ist reich, tief und mit vielen Urwäldern, Schlingpflanzen, Sümpfen und Faulwassern bedeckt und angefüllt. Der vielen Ströme und Flüsse, welche zum Theil den großen Gebirgen im Innern, zum Theil auf den Cordilleras ihren Ursprung nehmen, und unermeßliche Flußthäler bildend, durch Brasilien sich weiter ergießen, besonders aber des Amazonenflusses, des Rio-Grande, (Para) des Francesco, des Paraguay, Parana, des Uraguay, des Maranhao, Oyapoc, Rio-Tiete, u. s. w.; eben so der ungeheuern und romantischen Wasserfälle erwähnten wir ebenfalls schon früher. Eigentliche Landseen findet man wenige.

Im Ganzen genommen, ist das Klima sehr heiß, doch mildert sich die Glut durch die vielen Gebirgsströme und durch die Nähe des Meers.

Die Hauptstadt Rio-Janeiro selbst hat nicht die gesundeste Lage und die Hitze wirkt hier nicht selten sehr nachtheilig ein. Auf dem Lande ist dies weniger der Fall. In den übrigen Theilen der Provinz, welche größtentheils gebirgig sind, ist die Luft rein und die Hitze, wenn man allmählig an dieselbe gewöhnt ist, erträglich. Auf den höher liegenden Gegenden ist das Clima mild und zur sogenannten Winterzeit die Kälte sehr empfindlich; das Thermometer drohet zuweilen unter den Gefrierpunkt zu fallen, ein Ereigniß, welches die dort wohnenden Pflanzer um ihr Zuckerrohr und ihre Kaffeebäume bringen würde. Die Temperatur der Luft ist in diesen nur wenige Stunden von der Hauptstadt entfernten Gebirgsgegenden so sehr verschieden, daß Gewächse, die in der Nähe derselben in ihrer Vollendung prangen, dort nur verkrüppelt fortkommen, während manche andere Früchte, welche der Landmann daselbst mit Erfolg ziehet, in der Ebene der Hauptstadt durchaus nicht gedeihen. Besonders empfindlich ist aber der Wechsel der Temperatur nach plötzlich eintretendem Regenwetter und die Feuchtigkeit der Luft so groß, daß man sich nicht genug vor ihrer nachtheiligen Einwirkung auf die Gesundheit zu schützen vermag. Die Witterung ist natürlich auch in Brasilien nicht in einem Jahre, wie im andern; manches zeichnet sich durch außerordentliche Hitze und anhaltende Trockenheit, manches durch ungewöhnlich vielen Regen aus. Auf den Höhen im Innern und in den westlichen und südlichen Gegenden kann man das Clima nicht besser sich wünschen. Viele der Krank-

heiten Oſt- und Weſtindiens ſind in Braſilien ganz unbekannt.

An Naturreichthum übertrifft es alle übrigen Länder. Die Mineralien- und Metallſchätze, beſonders aber Edelſteine und Gold, finden ſich in Menge vor, wie ſchon früher oben geſagt worden iſt. Gleichwohl haben ſie bis dahin das Land ſelbſt um noch nicht viel reicher gemacht und über dem Luxus iſt noch immer die vorzüglichſte Gold- und Diamantengrube, der Ackerbau, ſehr vernachläſſigt. Die meiſten Metalle und Hauptmetalle, mit Ausnahme des Silbers, finden ſich im Ueberfluß vor. Eiſen, Zinn, Blei, Queckſilber, Schwefel, Alaun u. ſ. w., werden von den indolenten Einwohnern kaum beachtet.

Noch unermeßlicher iſt der Pflanzenreichthum; an Mannichfaltigkeit, als an Ueppigkeit, übertrifft Braſilien alle übrigen Länder. „Es zeigt, da es weder die drückende und anhaltende Hitze der Tropenländer, noch die ſtarrende Kälte Europa's kennt, die Pflanzenwelt in ihrer höchſten Vegetation. Die niedern Gegenden, wo die Hitze groß iſt, bringen alle Süd- Tropen- und Colonialprodukte Weſtindiens, ſo wie die Gewächſe Oſtindiens und China's hervor (und darunter viele andern Ländern ganz unbekannte und neue Früchte) als: Orangen, Pomeranzen, Grenadillen, Ananas, Guavas, Cocos, Jambos, Jambutikaba, Mango, Yams, Mandikoa, Piſang, Trauben, Pfirſiche ꝛc. ꝛc., ferner: Caffee, Zucker, Cacao, Baumwolle, Taback, Reis in größter Menge.“ — Thee hat man bereits ebenfalls und zwar nicht erfolglos, anzubauen begonnen. Welche koſtbare

Materialien der Färberei, der Küche und der Pharmazie an Farbhölzern, Indigo, Safran, Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Vanille, Roncou, Ingwer, China, Sassaparille, Sassafras, und Gummi; an Harzen, Oelen, Balsamen und aromatischen Kräutern, Brasilien liefert, braucht kaum erwähnt zu werden.

„In den höhern, nördlichen Gegenden auf den mehrere tausend Fuß hohen, mit Urwäldern bedeckten Gebirgen finden sich die edelsten Holzgattungen und darunter Bäume von solchem Umfang und von solcher Riesenhöhe, daß sie noch von der ersten Schöpfung herzustammen scheinen, also das herrlichste Schiffsbauholz. Manche, in majestätischer Pracht thronend, zeigen mit Blumen bedeckte Kronen, durch welche sich Lianen und andere Schlinggewächse winden; andere, mit ewigem Grün bedeckt, bilden malerische Gruppen, die von rauschenden Bächen oder den spielenden Fluthen der See umgeben, dem entzückten Auge die reizendsten Landschaften darstellen und vom Gesang tausender im buntesten Farbenschmuck prangender Vögel belebt sind. Die reichste Einbildungskraft und die lebendigste, vollkommenste Menschensprache ist unfähig die Fülle des Reichthums und die Schönheit dieser Natur auch nur entfernt anzudeuten*)."

Auch alle europäische Früchte: Mais, Getraide, Hanf, Steckrüben, Kartoffeln u. s. w., finden in großer Zahl sich vor.

Das Thierreich zeichnet besonders durch die großen Wallfische (von denen ein äußerst ge-

*) Lips. S. 434.

winnvoller Thranhandel die Einwohner beschäftigt), durch Schildkröten, Affen und Vögel aller Arten, und zu Lande durch unzählbare Heerden von Rindvieh, Pferden und Schaafen sich aus. Großes Ungemach bringen die Schwärme von Insekten jeder Art; große Gefahr die vielen giftigen Schlangen (vor allen die Boa), Krokodille, Alligatoren, die Löwen, Tiger u. s. w. Dieselbe Natur, welche den Menschen dieses Landes in manchen Dingen es so unendlich leicht gemacht hat, sucht durch den immerwährenden Kampf, welchen er mit den Thieren der Wildniß führen muß, ihre verschwenderische Großmuth mit der Mühsal erzeugenden Kargheit, die sie andern Erdgebornen beweist, in's Gleichgewicht zu bringen. Nach Berichten des neuesten Reisebeschreibers jedoch, sind die Brasilier bereits selbst dieser Schreckniſse der Natur schon also gewöhnt, daß sie, stets zu Abwendung der Gefahr gerüstet, selten ein Unglück bedroht, und Menschen, von Bestien zerrissen, zu den ungewöhnlichen Fällen gehören *).

II. Bewohner.

a) Ursprung, Sprache, Sitten und Charakter.

Ungefähr ein Sechstheil der gegenwärtigen Bevölkerung besteht aus gebornen Portugiesen; die übrigen aus Farbigen, Negern, Indianern ꝛc. Die Neger bilden bei weitem die Mehrzahl. Noch wird der Handel mit Negersklaven sehr stark getrieben, obgleich er nach dem Jahre 1830, in Folge

*) Weech u. a. W.

des mit England geſchloſſenen Vertrags, rechtlich aufhören ſoll; ob dies faktiſch der Fall ſeyn wird? — iſt eine andere Frage. Dieſer Skandal der europäiſchen Menſchheit, dieſer Hochverrath an den edelſten Gefühlen, dieſe fortgeſetzte Empörung gegen die erſten Grundſätze des Chriſtenthums finden noch Vertheidiger genug, nicht nur allein unter Cabinetsmännern und Fabrikariſtokraten, wie das jetzige England ſie beſitzt, nicht nur unter franzöſiſchen Kaufleuten, welche zu Marſeille, Havre de Grace und Toulon ihren Handel mit ſchwarzen und weißen Menſchen (bald im Intereſſe der Congregation, bald in dem des Sultans und des Paſcha von Aegypten, bald in dem der Pflanzer vom Senegal und auf Portorico) treiben; ſondern ſelbſt unter aufgeklärten und fühlenden Männern hört man noch ſeltſame Theorien genug. Die gewöhnlichen Gründe, mit denen man die verſpottete Philanthropie zu bekämpfen ſucht, laſſen ſich beſonders auf zwei bringen: auf die Schlechtigkeit, Verworfenheit und Civiliſationsunfähigkeit der ſchwarzen Raçe, und ſodann auf die Nothwendigkeit ihres fernern Gebrauches (als Sklaven) für den Anbau des Landes. Der erſte Einwurf iſt durch den Anblick des Negerſtaates Hayti glänzend widerlegt. Welcher Europäer, der zwiſchen dem Zuſtand dieſer Inſel und demjenigen des portugieſiſchen Reiches, zwiſchen Boyer und Dom Miguel, unbefangen entſcheiden will, erröthet nicht in ſich ſelbſt über den ſchreienden Kontraſt? Der Menſch bedarf nur der Freiheit und in dieſer einer ſanften Leitung und ſorgfältigen Pflege, und er wird zu

jedem Guten erstarken. Wenn die Neger schlecht und verworfen sind, so sind sie es gerade durch den Sklavendruck und die planmäßige Erniedrigung von Seiten, der Europäer geworden, und es läßt sich dasselbe von ihnen, wie von der Mehrzahl der Neugriechen sagen, bei denen man Ursache und Wirkung ebenfalls unter einander gemengt hat, bloß um irgend eine humanistische Regung gleich im Beginne auch moralisch zu ertödten, nachdem man die um ihr Heiligstes kämpfende Bevölkerung bereits physisch unter das Mordmesser ihrer Tyrannen geliefert hatte. Wenn man behaupten will, die Neger, nach ihrer Freilassung, würden Müßigänger und gefährliche Menschen, — so enthält dies eine bittere Satyre auf die Staatsgesellschaft selbst, welche weder moralische, noch ökonomische Mittel genug in ihrer Mitte findet, um ihr blutiges, endlich eingesehenes Unrecht an einem ihrer, zu gleicher Bestimmung, wie sie, gebornen Mitgliede, durch Beschäftigung, Kultur und Ernährung, wieder gut zu machen. Erklärt man nun aber gar: die Neger würden sehr gut (wenn auch nicht stets aus Menschlichkeit, doch aus Politik) behandelt und sie fühlten sich, bei ihrer Freigebung, sogar unglücklich, — so bedarf es kaum der Bemerkung, daß gerade eine der fluchwürdigsten Folgen der Sklaverei und Knechtschaft die Ertödtung alles Selbstgefühls und des Bewußtseyns einer höhern Bestimmung sey. Der Mensch, welcher, nachdem man ihn lange wie ein Lastvieh behandelt, und bloß der von ihm gehofften Dienste wegen, kärglich genährt hat, plötzlich, ohne Anleitung und Hülfe, in die Wüste sich gestoßen sieht, wird freilich lieber nach dem

Bedränger, welcher früher sein Jammerbrot gewöhnlich ihm reichte, als nach einer Freiheit — sich sehnen, die dem Hungertode ihn preisgiebt. Der Umstand, daß die Neger den indolenten, trägen nnd üppigen Pflanzern von Brasilien zum Anbau des Landes nothwendig sind, kann ihr angebornes, durch die Natur, durch das Christenthum und durch Verträge geheiligtes Recht nicht entkräften; der Nutzen, welcher einem Zehntheil der menschlichen Gesellschaft aus einem moralischen und bürgerlichen Morde erwächst, gebiert diesem noch lange nicht die Befugniß, den übrigen Theil als Werkzeug und Mittel für sich zu gebrauchen. Die Vertheidigung des Sklavenhandels und der Sklaverei der Neger also ist in jeder Beziehung unmenschlich, unchristlich, barbarisch, anti-europäisch.

Die Lebensweise der freien Brasilier — um von dieser Abschweifung im Interesse der Humanität, zu unserm Gegenstande zurückzukehren — ist, bei dem großen Reichthum der Natur, üppig und faul, bis zur Virtuosität. Der Pöbel welcher so zu sagen umsonst und ohne eigene Handanlegung, lebt, gleicht hierin sehr den neapolitanischen Lazzaronis. Aber auch ein großer Theil des vornehmen Pöbels steht hierin dem gemeinen in Nichts nach. Der Rosenkranz, die Sklavengeißlung und die Siesta gehören zu den Hauptanstrengungen der Einwohner. Das Leben in den Städten ist sehr kostspielig. Der Charakter des Volkes, von Natur nicht bösartig, wo Handelsvortheil und Religionsfanatismus nicht dazwischen kommen; man rühmt die Friedsamkeit der Bra-

silianer, welche freilich auch die Folge ihres Widerwillens gegen jede Kraftanstrengung seyn kann und nicht immer als ein Compliment zu betrachten ist; ihre Gastfreundlichkeit muß man billig ebenfalls preisen, doch gehören zur Bekanntschaft mit vornehmen Häusern vielfache Empfehlungen. Allmählig erwacht doch in dem bessern Theile immer mehr eine Ahnung der Cultur und eine Sehnsucht nach geistiger Vervollkommnung. Die Reisen vieler Jünglinge und ihre Studien in Europa, zumal in Frankreich, beurkunden diesen Fortschritt.

b) Bevölkerungszahl:

Die Angaben lauten hinsichtlich derselben sehr verschieden. „Im Jahre 1817 soll sie auf 3,617,000 Seelen sich belaufen haben; jetzt mag durch die starken Einwanderungen solche wohl auf 4 Millionen angewachsen seyn. (Nach neuern Angaben wie z. B. Balbi's und Rödings: 4,900,000 Einwohner, ja nach Schäfer, (dem Falschwerber) sogar 5½ Millionen und selbst nach Freyreiß 7—8 Millionen, darunter 1¼ Million Weiße). Man hat über diese Bevölkerung folgende Tabelle hinsichtlich ihrer Bestandtheile:

843,000 — 900,000 Weiße (nach Andern 1¼ Millionen).
1,728,000—1,900,000 Negersklaven,
159,500—160,000 freie Schwarze,
426,000—500,000 Mulatten,
200,000—500,000 Melis (Mulattensklaven),
250,000—450,000, nach Andern 1 Mill. Indianer oder farbige Landeseinwohner.
3,606,500—4,112,000 Einwohner.

Der Krieg mit Buenos-Ayres hat sehr nachtheilig auf die Bevölkerung eingewirkt. Das Verhältniß der männlichen zur weiblichen ist 1 zu 10.

Hauptwohnorte.

1) Rio-Janeiro, Hauptstadt des Reiches und Residenz des Kaisers, welcher gewöhnlich in dem, eine Meile weit entfernten St. Christovao sich aufhält; Sitz eines Bischofs und des Nationalcongresses, mit 150,000 bis 200,000 Einwohnern, worunter die Mehrzahl Farbige und Neger, ungefähr 40,000 Portugiesen und Eingeborne, einige 1000 Indianer und Zigeuner sich befinden. Die Stadt liegt in einer der schönsten Gegenden der Welt*). Rio-Janeiro besitzt einen der trefflichsten Seehäfen und ist der Mittelpunkt des brasilischen Handels. Hauptsächlich eingeführt werden: Negersklaven, Weizen, Mehl und europäische Waaren; ausgeführt: Zucker, Baumwolle, Taback der besten Qualität, endlich Häute.

Die Stadt besitzt verschiedene gelehrte Anstalten, die wir im Verlauf der Geschichte bereits bezeichnet, und zum Theil noch Denkmale der Regierung des Königs Joäo, zum weit größern Theil aber der Persönlichkeit des jetzigen Kaisers und des Ministers Linhares sind. Ueberdies findet man auch Kunstanstalten, Manufakturen, Wasserleitungen, Kirchen, Klöster und Kapellen, somit auch der Feier- und Müßigangstage, zählte

*) Vgl. die Beschreibungen von Spix und Martius, vom Prinzen M. v. Neuwied und von Weech.

in früherer Zeit die Stadt mehr als jetzt. Die gottlose Revolution hat auch darin außerordentlich geschadet und den frommen Eifer wenigstens in etwas erkältet, so viel des alten Moraſtes auch noch da liegt. Das martialiſche und das commerzielle Prinzip verdrängt wenigſtens nach und nach das pfäffiſch-mönchiſche.

Pernambuco (das alte Olinda), Hauptſtadt der Provinz gleichen Namens, Sitz des Gouverneurs derſelben und eines Biſchofs, am Fluſſe Capiribe und am Meere gelegen, mit ungefähr 60,000 Einwohnern, mit einem ſtark beſuchten Hafen, jedoch ſchlechter und unſicherer Rhede. Die Einfuhr beſteht in europäiſchen Induſtriewaaren, Mehl und Getraide; die Ausfuhr in Baumwolle von ausgezeichneter Eigenſchaft, eben ſo in Farb- und Broſilienholz. Man rühmt die zu Pernambuco verfertigten Degenklingen.

Bahia (St. Salvador), die alte Hauptſtadt des Landes, an der berühmten Allerheiligen-Bucht, mit einem vorzüglichen Hafen und 120,000 Einwohnern; Sitz eines Gouvernements, eines Erzbiſchofs und einer Univerſität, mit einer Unzahl Kirchen und Klöſter, aber auch mit mehrern guten Schulen, Fabriken und Handelsanſtalten. Lebhaft iſt der Verkehr mit Europa, beſonders in Zucker, welcher (wiewohl nicht von der beſten Qualität) in den zahlreichen Siedereien bereitet wird. Andere wichtige Ausfuhrartikel ſind: Baumwolle, wiewohl der Handel damit nicht ſo glänzend als zu Pernambuc iſt; ferner Caffee, der dem zu Rio-Janeiro nachſteht; Taback, in Blättern, Rollen und Cigarren. Die engliſchen Waaren werden am meiſten geſucht.

Porto-Allegro, Rio-Grande da Sul, Santos u. ſ. w.; kleine und ſchlechte Häfen am ſüdlichen Theile des Landes, ohne beſondere Handelsbedeutſamkeit.

San Paulo, wichtige Fabrikſtadt mit ungefähr 45,000 Einwohnern.

Villa-Rica (Mariana), Hauptſtadt von Minas Geraes, Hauptniederlage der Bergſchätze.

Para (Belem), Stadt von ungefähr 28,213 Einwohner. Der Hafen Puerto Sagrado, zwiſchen Rio-Janeiro und Bahia, mit 5000 Einwohnern.

Sergipe del Rey mit 36,000 Einwohnern.

c) Nationalreichthum.

Ueber die Art des Bergbau's in früherer Zeit iſt ſchon in der Geſchichte von Braſilien mehrmals geredet worden. Der Staat hat, ſowohl wegen der Trägheit und Unkenntniß des Volkes, als wegen mangelhafter Maßregeln von oben, aus den Minen diejenigen Vortheile nicht gezogen, welche der Natur der Sache nach ſich erwarten ließen. In neueſten Zeiten haben eigene Geſellſchaften, meiſt aus Europäern (Engländern und Franzoſen zumal) den wichtigen Bau der Bergwerke mit äußerſt lohnendem Erfolge ganz anders eingerichtet. Minas Geraes, Matto Groſſo und Goyaz bilden die ſogenannten Bergwerks-Gouvernements. „Man baut indeß in der Regel nur auf Gold und Edelſteine; die übrigen Metalle und Halbmetalle, als Zinn, Blei, Eiſen, Schwefel, Queckſilber, Salpeter ꝛc. benutzt man entweder noch gar nicht oder ſehr nachläſſig. Ganze

Gebirge bestehen aus Eisen und doch führt man schwedisches Eisen ein."

Noch immer befindet sich der Ackerbau äußerst verwahrlost. Kaum ein 75tel des gesammten Staatsgebietes ist hiezu beurbart. Die allzugroße Fruchtbarkeit des Bodens und der Gebrauch der Sklaven tragen nicht wenig zu dem schwachen Aufkommen der Landwirthschaft hier bei. Erst seit einiger Zeit hat nach Landeserzeugnissen größere Nachfrage sich gezeigt und der Eifer der Landwirthe etwas zugenommen. Zucker, Taback, Caffee, Indigo und Baumwolle, Minas- und Rio-Grandekäse sind die Hauptgegenstände. Der Theebau hat so eben erst begonnen, und zwar nicht ganz mit günstigen Auspizien; doch dürften die Hindernisse, welche der Naturalisirung dieses wichtigen Artikels sich entgegen stellen, mehr in der Unbehülflichkeit der ersten Unternehmer, als in der Sache selbst und in dem Clima zu suchen seyn. Auf noch niedrigerer Stufe als der Ackerbau und die Landwirthschaft, steht die Industrie. Die meisten Landleute müssen selbst ihre Erfindungskraft üben und die nöthigsten Werkzeuge zu den verschiedenen Gewerben sich bereiten. Unter den Eingewanderten aus Europa werden daher geschickte Professionisten stets eine willkommene Erscheinung seyn und ihre Rechnung finden, die den größten Theil sonst nicht selten täuschet.

In den Städten sind schon größere Fortschritte gemacht worden. Eine Menge Fabriken, von der Regierung auf jede Weise begünstigt, blühen nach und nach empor. Bereits spielen auch die Dampfmaschinen jene große Rolle, zu der man sie in Europa allenthalben verwendet. Im Widerspruch

allen Handelsvereinen aus diplomatischen Gründen feindselige Uebermacht einiger Größern ihr zugefügt haben.

B. Staatswirksamkeit.

I. Verfassung.

Hierüber vergleiche zum Theil was schon in der Geschichte des Landes, bei Anlaß der brasilischen Revolution gesagt worden ist.

1) Von der gesetzgebenden Gewalt.

a) Die Generalversammlung überhaupt.

Sie übt die gesetzgebende Gewalt, mit Vorbehalt der Genehmigung des Kaisers. Sie besteht aus den zwei Kammern der Deputirten und der Senatoren.

Die Generalversammlung nimmt den Eid des Kaisers oder der Regentschaft ab; ernennt die letztere und den Vormund des minderjährigen Thronfolgers und giebt die gehörigen Vollmachten. Sie entscheidet in zweifelhaften Fällen bei Anlaß der Thronfolge. Ihr steht, nach des Kaisers Hinscheiden und bei erledigtem Throne eine Untersuchung des Zustandes der Nation und eine Verbesserung der Mißbräuche in der Administration zu. An ihr ist es, auf den Fall des völligen Aussterbens der rechtmäßigen Dynastie, eine neue auf den Thron zu setzen. Sie giebt Gesetze, erklärt, suspendirt und widerruft sie; wacht über deren Vollzug; regelt die Staatsausgaben und deren Vertheilung und bestimmt die direkten Steuern. Sie setzt, auf Bericht der Regierung von den in-

und ausländischen Verhältnissen, die Stärke der See- und Landmacht fest; bewilligt oder verweigert die Aufnahme fremder Land- und Seetruppen. Sie ermächtigt die Regierung zum Abschluß von Anleihen, mittelt die Art und Weise der Abtragung der Staatsschuld aus; beschließt die Verwaltung und Veräußerung der Nationalgüter; bestimmt die Einrichtung und Abschaffung öffentlicher Aemter und Schrot und Korn der Münze.

Jede Legislatur dauert vier Jahre, nach deren Ablauf die Wahlen, die Generalversammlung neu gewählt wird. Die Sitzungen beider Kammern, der Senatoren und der Abgeordneten, welche öffentlich gehalten werden, dauern in der Regel vier Monate. Absolute Stimmenmehrheit entscheidet.

b. Die Deputirtenkammer insbesondere.

Die Kammer der Deputirten besteht aus Mitgliedern, welche bloß für eine bestimmte Zeit gewählt sind. Sie besitzt die Initiative aller Gesetze und Verordnungen ausschließlich bei Auflagen und Rekrutirungen, und bei der Wahl einer neuen Dynastie. Ihr steht ferner zu, auf Verbesserungen in der vorigen Administration und auf die Abschaffung aller von derselben begangenen Mißbräuche zu dringen, die von der vollziehenden Gewalt gemachten Anträge zu erörtern, und Minister und Staatsräthe in Anklagestand zu versetzen. Alle vier Jahre werden die Mitglieder neu gewählt.

c. Der Senat insbesondere.

Die Mitglieder des Senats sind von den Provinzen auf Lebenslang gewählt. Jede Pro-

vinz ernennt halb so viel Senatoren als Deputirte. Der Kaiser wählt die Senatoren sodann aus dem dritten Theile der ihm übergebenen Candidatenliste. Diese Würde ist an den Besitz eines Einkommens von wenigstens 800,000 Reis (300 Piaster) geknüpft. Die Prinzen von Geburt sind geborne Senatoren, treten aber erst nach Zurücklegung des 25. Jahres, mit Sitz und Stimme ein.

Der Senat entscheidet über die besondern Vergehen der Mitglieder des kaiserlichen Hauses, der Staatsminister, Staatsräthe, Senatoren und Deputirten während der Dauer der Generalversammlung und über die Verantwortlichkeit der Staatssecretaire und Staatsräthe.

Er beruft von sich selbst aus der Nationalversammlung ein, zwei Monate nach der gesetzlichen, vom Kaiser versäumten, Frist.

d. Gemeinschaftliche Rechte beider Kammern.

Der Antrag, die Opposition, die Billigung der Gesetzesvorschläge steht beiden Kammern zu.

e. Verfahren bei der Gesetzgebung.

Alle Gesetzentwürfe der Regierung werden in einem Ausschuß der zweiten Kammer geprüft und dieser zur Erörterung und Entscheidung übergeben. Hat die Kammer einen derselben angenommen, so geht er weiter an den Senat. Im Falle der Verwerfung aber zeigt man das Ergebniß der Erörterung durch eine eigens abgesendete Bothschaft dem Kaiser an. Ein von der ersten Kammer verworfener oder ermäßigter Gesetzvorschlag kommt

ſtets wieder an die zweite Kammer zurück. Daſſelbe tritt gegenſeitig auch dann ein, wenn ein von dem Senate ausgegangener Geſetzesentwurf in der Deputirtenkammer verworfen worden iſt.

Der Kaiſer beſitzt demnach nur ein beſchränktes Veto (man weiß, daß er längere Zeit ein abſolutes begehrte); d. h. wenn derſelbe zweimal einem von der Generalverſammlung angenommenen Geſetze die Genehmigung verweigert, ſo wird dieſelbe das drittemal vorausgeſetzt.

2) Die vermittelnde Gewalt, der Kaiſer und deſſen Vorrechte.

Dieſe Neuerung im conſtitutionellen Staatsſyſtem, welche von Seite der Royaliſten, wie der Liberalen, die mannichfachſten Urtheile erfahren hat*), zeugt von eben ſo viel Frei- als Scharfſinn des braſiliſchen Kaiſers. Sie iſt ſein eigentliches Werk und ging auch in die, den Portugieſen gegebene, Carta de Lei, über. Sie ſoll, nach den hierüber aufgeſtellten Grundſätzen den Schlußſtein im Organismus des Staates bilden. Träger derſelben iſt das Oberhaupt und der erſte Repräſentant der Nation, der Kaiſer, deſſen Perſon heilig, unverletzlich und unverantwortlich. Kraft dieſer Gewalt übt er das Recht der Begnadigung aus, ernennt die Senatoren, ruft die Generalverſammlung in außerordentlichen Fällen

*) Die Gazette de France und der Staatsmann (beſonders aber der keuſche und ritterliche Verfechter des Abſolutismus, Hr. W. v. Schütz, Ueberſetzer und Verbreiter des beliebten Volksbuches „Caſanova", haben beſonders bitter über dieſe Dinge ſich ausgelaſſen.

ein, sanktionirt die Beschlüsse der beiden Kammern und erhebt sie zu Gesetzen.

Er steht an der Spitze der vollziehenden Gewalt. Ihm gebührt die Anstellung und Entlassung der Minister.

3) Die vollziehende Gewalt.

Auch diese ist bei dem Kaiser, der durch die Staatsminister sie ausübt. Aus ihr fließt für ihn die Befugniß: die ordentlichen Generalversammlungen einzuberufen; sämmtliche Staats- und Kirchenämter, Kriegs- und Seebefehlshaberstellen, Gesandten- und übrige diplomatische Posten zu vergeben; Schutz- und Trutzbündnisse, Hülfs- und Handelsverträge mit fremden Mächten, wie auch Kriegserklärungen und Friedenstraktate mit fremden Mächten abzuschließen, jedoch diese letztern Punkte nicht ohne die Generalversammlung davon in Kenntniß gesetzt zu haben. Auch priesterliche Versammlungen, Synoden, Dekrete, Bullen und Breven erhalten nur durch seine Genehmigung, für Brasilien Kraft. Der vollziehenden Macht kommt es ferner zu, in den Kammern Gesetzesvorschläge zu machen; bei Erörterung derselben aber müssen die Minister sich aus dem Saale entfernen.

Wie in den spanischen und portugiesischen Constitutionen der Cortes, also ist auch durch die brasilische verfügt, daß der Monarch, ohne Einwilligung der Generalversammlung, das Reich nicht verlassen darf; geschieht ein solcher Schritt dennoch, so wird er als freiwillige Entsagung auf den Thron angesehen.

Was die Thronfolge selbst betrifft, so geht das männliche Geschlecht dem weiblichen vor, aber

letzteres ist, in Ermanglung des erstern, deshalb nicht ausgeschlossen. Alle Fremden jedoch sind von dem Anrecht auf den Thron des Kaiserreiches ausgeschlossen.

4) Die richterliche Gewalt.

Der Verfassung gemäß ist dieselbe frei und unabhängig vom Kaiser, wie von den Kammern. Das nützliche Institut der Provinzialstände ist wenigstens theilweise, auch hier in's Leben geführt. Jede Provinz suchte ihre Rechte durch Aufsichtsjunten, welche theils aus Bezirkskammern, theils aus Generalconseils bestehen, zu wahren, deren Mitglieder unmittelbar gewählt werden. Zum Glück für das Land sind die Mönche von der Theilnahme hieran ausgeschlossen.

Allgemeine Bestimmungen der brasilischen Constitution.

Alle Bürger sind vor dem Gesetze gleich. Niemand darf ohne erwiesene Schuld, und auch selbst wenn dies stattgefunden, in gewissen Fällen nicht verhaftet werden, sobald er für seine Person hinlängliche Bürgschaft leistet. Jeder Brasilier darf seine Gedanken durch die Presse der Oeffentlichkeit übergeben; doch bleibt er für Kränkung individueller Rechte und die Verletzung der öffentlichen Sicherheit verantwortlich.

Jeder Brasilier ist verhältnißmäßig zu Bestreitung der Ausgaben des Staates, so wie auch zu Vertheidigung desselben, verpflichtet. Alle Beamten bleiben für ihre Dienstverwaltung verantwortlich. — Das Postgeheimniß ist unverletzlich.

II. Verwaltung.

Reichseintheilung

Das Kaiserreich Brasilien wurde am 30. August 1823 (statt wie früher in 11 Gouvernements), in 19 Provinzen eingetheilt:

1)	Minas Geraes	mit	11,961	Q. M. u.	928,933 Einw.
2)	St. Paulo	=	9010	= =	610,632 —
3)	Pernambuco	=	1412	= =	602,205 —
4)	Bahia	=	2579	= =	559,650 —
5)	Rio = Janeiro	=	8900	= =	589,650 —
6)	Matto Grosso	=	20,116	= =	82,000 —
7)	Gojaz	=	12,932	= =	150,000 —
8)	Rio = Grande	=	1573	= =	68,736 —
9)	Maranham	=	3211	= =	182,986 —
10)	Para	=	10,523	= =	143,073 —
11)	Rio = Negro	=	9600	= =	48,357 —
12)	Pianhi	=	2856	= =	46,296 —
13)	Ceara	=	3311	= =	272,712 —
14)	Parahiba	=	932	= =	246,232 —
15)	Alagoas	=	910	= =	256,956 —
16)	Sergype del Rey		856	= =	267,523 —
17)	Espiritu ſanto	=	1788	= =	73,996 —
18)	Cisplatina (Banda Oriental-Montevideo)	=	10,565	= =	175,960 —
19)	Inſel Fernando	=	53	= =	600 —

113,088 Q. M. und 5,306,497 Einwohner.

Da die Banda-Oriental ſeither wieder abgetrennt worden, ſo ergiebt ſich das gegenwärtige Verhältniß auf 102,523 Q. M. und 5,130,537 Einwohner.

Einzelne Verwaltungszweige.

Da das Reich aus einem Zuſtande tiefer Erniedrigung und völliger Verwahrloſung, durch die

Revolution plötzlich zur Selbstständigkeit und Selbstkraft gerufen worden ist, so hat natürlich auch die angestrengteste Sorgfalt einer Reihe von acht Jahren nicht alles erzwingen und auf einen Punkt der Vollkommenheit bringen mögen, welcher einigen Staaten der neuen Welt mehr oder minder bereits zu Theil geworden ist. Dennoch zeugt die gegenwärtige Lage der Dinge von der zauberischen Macht, eines sein Volk und seine Zeit überragenden Genies, welches man an Dom Pedro durchaus nicht verkennen darf. Er ist dasjenige für Brasilien und wird noch mehr es werden, was Czar Peter einst den Moskowiten war. Die schöpferische Thätigkeit dieses jungen Monarchen, welcher abwechselnd aus dem unermeßlichen Rüsthause der europäischen Civilisation und aus seinem eigenen reichen Geiste und kräftigen Gemüthe die Waffen zu siegreicher Bekämpfung aller Hindernisse bei seinem großen Werke hervorholt, ist der Bewunderung der Mit- und Nachwelt mehr als würdig. In wenig Jahrzehnden dürfte vielleicht das Land, um dessentwillen er sich für immer von Europa losgesagt und dessen Unabhängigkeit er mit erkämpft hat, einen Anblick gewähren, welcher beweist, wie mächtig der Geist über alle Gegenwirkung der Natur, und wie siegreich ein entschiedener Wille über alle hemmenden Verhältnisse, unter jedem Clima und in jedem Himmelsstriche, sich erhebt.

Der gegenwärtige Zustand der Dinge in Brasilien enthält also mehr noch die Saat und den Embryo einer künftigen reichern Cultur, und kann einzig nach diesem Maßstab richtig beurtheilt werden.

Man rühmt die Sorgfalt und Strenge der Justiz; den philosophischen Anstrich in der peinlichen Gerichtspflege, die Verbannung von Erforschungsmitteln der Wahrheit, von Strafarten und Züchtigungswerkzeugen in dem peinlichen Gerichtsbuche, und glaubt verschiedenen europäischen Ländern, wo die Leuchte der Aufklärung noch nicht in alle Ressorts der Staatsverwaltung durchgedrungen ist, Brasilien sogar als Muster entgegen halten zu können. Selbst das herrliche, die Volksentwickelung und die gesetzliche Freiheit so sehr fördernde Institut der Jury fehlt hier nicht.

Die Polizei, in der Richtung genommen, wo sie nicht als lästiger Controlleur des friedlichen Bürgers, sondern als Beschützerin des Privatlebens, wohlthätig, erleichternd, verschönernd auftritt, hat in Brasilien noch vieles einzuholen. Der ungeheure Gebietsumfang und der Mangel an Kunststraßen und Brücken, die Unzahl von Sümpfen und Bestien erschweren immer noch sehr den Verkehr. Die Gefahr vor Räubern droht seltener, als man glauben sollte; das eingeborne Gesindel hat zu entschiedenem Bösen die Kraft nicht; das meiste Unheil ist noch immer von den europäischen hergekommen.

Für die Verbesserung der Staatswirthschaft hat Dom Pedro nach Kräften Sorge getragen und auf jegliche Mittel die Zunahme der so außerordentlich dünnen Bevölkerung zu befördern gesucht. Die Einwanderungen, jedoch nur solcher Fremden, welche dem Staate einige Kapitale, oder nützliche Hände, oder erfinderischen Kopf

zubringen, werden allerweise unterstützt und die Versprechen pünktlich erfüllt. Besonders erhalten der Ackerbau und die Gewerbe möglichste Aufmunterung. Ein großes Uebel ist, daß so viele Abenteurer, Spekulanten und Mäkler sich hineingemischt und abwechselnd die Colonisten, wie den Kaiser selbst, schändlich betrogen haben. Große Vorsicht ist vor allen darum denen nothwendig, welche die Lust der Auswanderung nach dem „Vaterlande der Gold- und Diamantengruben" anwandelt. Diese kosten so theures Geld hier, als in Europa. Der größte Theil des Bodens in den bequemern und fruchtbaren Gegenden des Landes ist bereits beurbart und mit Besitzern versehen, der in dem Innern, welcher des Anbaues noch bedarf, erfordert nicht geringe Kraft, Selbstverleugnung und Fähigkeit.

Von dem gelehrten Stande räth der erfahrne Weech nur den Aerzten zur Auswanderung. Obgleich zum Schein strenge Prüfungen angestellt werden, so finden sich doch bald Mittel die Spröde und Ignoranz der Examinatoren vor europäischem Talente verstummen zu machen *).

An Wundärzten ist großer Mangel; diese werden gesucht und gewürdigt. Den Künstlern haben noch keine so günstige Aussichten sich geöffnet. Der Kaufmann bedarf der Kapitale, Empfehlungen und Verbindungen. Der Commissionshandel selbst nährt nur dürftig. Die militairische Laufbahn gewährt die uner-

*) Man vgl. darüber die humoristische Beschreibung Weechs S. 61 u. s. w.

freulichſten Reſultate, wie vielfache Erfahrungen und noch in den neueſten Tagen die Affaire mit den deutſchen und irländiſchen Truppen ſattſam erwieſen haben. Schäfer, Gatſchet und Conſorten haben durch trügeriſche Verſprechungen, die der Kaiſer weder erfüllen wollte noch konnte, Hunderte von Menſchen unglücklich gemacht. Geſchickte Handwerker ſind die beliebteſte Erſcheinung und des erfreulichſten Looſes unter allen Ausgewanderten ſicher.

Die Regierung ſchreitet in manchem Zweige, der die Induſtrie und den innern Wohlſtand mehret, raſch vorwärts. Die Monopole, die Privilegien, die Gilden und Zünfte ſind abgeſchafft; die Verbindungen mit dem Auslande erleichtert. Die Erklärung Rio-Janeiro's zum Freihafen iſt eine nicht geringe Wohlthat für den braſiliſchen Handel; der Sklavenhandel jedoch, deſſen Aufhören durch Verträge ſtipulirt iſt, wird im Falle dies in Vollzug tritt, eine bedeutende Lücke, im Falle des Weiterbeſtehens aber fortwährend eine partie honteuse des Landes bilden. Das Unglück bei der Sache iſt, daß nicht ſo feſt die Grundſätze der Humanität, als die merkantiliſchen Intereſſen Englands in's Auge gefaßt worden ſind, indem dieſer Staat dadurch den Flor des braſiliſchen Handels zu paralyſiren hofft. Bereits haben patriotiſche Abgeordnete mit großer Bitterkeit öffentlich darüber ſich ausgeſprochen.

Nur mit Vergnügen verfolgt man die Anſtrengungen Dom Pedro's und ſeiner Regierung für den öffentlichen Unterricht, welcher vor der Revolution in gleich ſchimpflichen, als harten Feſſeln gelegen war. Unter dem Schutz

der freien Presse entwickelt sich immer mehr und mehr der öffentliche Geist und durchbricht die Masse alter Vorurtheile und der Indolenz, Trägheit, Anmaßung und Bigoterie der Brasilo-Portugiesen, so wie er auch den Menschen anderer Farbe eine Ahnung ihres bessern Wesens giebt. Linhares hat sich bleibende Verdienste um die Cultur erworben und ist der Pombal des neuen Reiches, wiewohl unter mildern Formen, als jener frühere. Wir verweisen auf das, was wir über die höhern wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten schon früher mitgetheilt. Hier führen wir bloß noch an die Bibliotheken, Museen, Priesterseminarien, Militair- und Elementarschulen. Journale von verschiedenen Farben, die meisten von entschieden liberaler, beurkunden die Aufrichtigkeit der Regierung und die Fortschritte des constitutionellen Geistes. Sobald nur das altportugiesische Wesen glücklich aus dem Charakter der Brasilier ausgemerzt ist, wird alles eine bessere Wendung nehmen, und das Comödienspielen mit Grundsätzen und Institutionen, welches nun denn doch, seit die Hoffnung der Rückkehr abgeschnitten, bei beiden Theilen in größern Ernst sich verwandelt hat, wird einem kräftig-ernsten Geiste Platz machen.

Wir haben nunmehr auch vom Kirchenstaat Einiges zu melden. Dieser, für alle Länder, die unter spanisch-portugiesischem Scepter stehen, ein Gegenstand unermeßlichen Wehes, und selbst in einigen der emancipirten Colonien fortwährend das reiche Seminarium der Zwietracht und des Parteikampfes, hat in Brasilien wenigstens theilweise eine Metamorphose erlebt. Daß die römisch-katholisch-

apostolische (die Deutschen kennen nur eine christ-katholische, die Franzosen eine katholisch-anglikanische) Religion, diejenige des Staates und von jeder andern nur die stille häusliche Ausübung, ohne Auszeichnung gestattet sey, braucht nicht erst gesagt zu werden. Zum Grundsatz allgemeiner Religionsfreiheit hat mit Ausnahme von Buenos-Ayres, noch keiner der südamerikanischen Staaten es gebracht. Es muß für diese Idee, ohne welche alle politische Freiheit zuletzt doch der eigentlichen geistigen Weihe und Wurzel entbehrt, ein neues Geschlecht erst stufenweise herangezogen werden. Auch dafür sorgt Dom Pedro. Es ging vor zwei Jahren die Rede von Erbauung einer gemeinsamen Kirche für die zu Rio-Janeiro angesessenen Deutschen und Franzosen, durch freiwillige Beiträge.

Daß unter den Brasilianern der gebildeten Classe übrigens dennoch ein Theil zum Bewußtseyn dessen gelangt ist, was zum Wesen des Katholicismus und nur zu den päpstlichen Auswüchsen gehört, beweist die merkwürdige Verhandlung über Abschaffung des Cölibates, jener wichtigen Frage, die in Frankreich bereits schon die Gerichtshöfe und in Deutschland Regierungen und Kammern beschäftigt hat. Auch diesem Lande wird also einst die Sonne der Erkenntniß leuchten, und von Fanatismus und Priesterwahn gereinigt, erst dann zu einem wahren Paradies der Erde es umbilden.

Für die Bedürfnisse der katholischen Bevölkerung ist bereits auch durch Uebereinkünfte mit dem heil. Stuhle Sorge getroffen. Das ganze Land

ward in 16 Bisthümer eingetheilt, deren Primas der Erzbischof von Bahia ist.

Die Militairmacht betreffend, wurde durch ein kaiserliches Dekret vom 1. December 1824 folgende Organisation angenommen:

Die Landmacht besteht aus Linientruppen und aus Milizen; die Zahl der Linientruppen ist auf 30,000 Mann, die der Milizen auf auf 200,000 Mann festgesetzt. Von diesen letztern sind jedoch kaum 50,000 mit Waffen versehen.

Die reguläre Macht zählt:

Zwei Schwadronen reitender Ehrengarde,
Drei Regimenter Reiterei,
Sechs Bataillons Grenadiere,
Fünf Compagnien Scharfschützen,
Zwanzig Bataillons Cacadones-Jäger,
Sechs Compagnien Polizeigarde.

Hiezu kommen noch die berüchtigten deutschen und irländischen Regimenter.

Der Kaiser hält das Militair sehr gut, übt aber auch strenge Zucht. Der Stockprügel, jenes Bildungsvehikel, das in Europa noch immer so viel zu schaffen macht, paradirt leider auch in Brasilien als unentbehrlich, jedoch mehr bei den Fremden, welchen man hierdurch eine besondere Auszeichnung angedeihen läßt und gleichsam etwas aus der lieben Heimath bringt. Man rühmt des Kaisers Treue bei gegebenen Versprechen. Doch sollte er billig dafür Sorge tragen, daß seine Werber in Europa nicht mehr versprechen, als er in Amerika halten mag und kann.

Unter welch' schlechten Auspizien die Bildung der Marine begonnen, wird dem Leser noch

aus der Geschichte erinnerlich seyn. Auch hier waltete Dom Pedro's schaffendes Genie vom erfindrischen Geiste Cochrane's brüderlich unterstützt. Die Seemacht zählt nun doch wenigstens 6 Linienschiffe, 20 Fregatten und über 60 kleinere Kriegsfahrzeuge. Die Kriegs- und Kauffahrteischiffe werden meist auf den Werften von Rio-Janeiro und Bahia gebaut.

In den Finanzen des Staates herrscht große Ordnung und Sparsamkeit. Die Einkünfte stiegen bald noch einmal so hoch, als unter der letzten Verwaltung des Königs. Im Jahre 1808 hatte das Land nur 14 Millionen Franken oder 2000 Millionen Reis Einkünfte; 1817,3139 Millionen Reis. Der Hof verbrauchte hiervon allein 887 Million., also über ein Viertheil alles Einkommens. Im Jahre 1823 betrug das Staatseinkommen 66,743,586 Franken; 1824: 94,721,000 Fr. (5 Millionen Pfund Sterling). Einen Hauptbeitrag zu diesen Einkünften liefern die Bergwerke und Goldwäschereien, welche den fünften Theil des Ertrags an die Krone abgeben. (Der Gesammtbetrag des jährlich gewonnenen Goldes ist 1 Million Pfund Sterling). Die Bergwerksgesellschaft von Rio-Janeiro hat neuerlich sehr bedeutende Summen abgeliefert. Eine andere Haupteinkommensquelle sind die Aus- und Einfuhrzölle, welche ebenfalls $\frac{1}{2}$ alles Einkommens, circa 1 Million Pfund Sterling abwerfen.

Die Ausgaben sind nicht bekannt; aber bei Hofe herrscht die größte Sparsamkeit; in allen Zweigen wurden Mißbräuche abgeschafft und die Ordnung in den Finanzen auf diese Weise bald hergestellt. Der Kaiser hat persönlich fast gar

keine Bedürfnisse und lebt einfach wie ein Privatmann oder Bürger. — Welch' großmüthige Opfer seine Geliebte, die Marquisin von * * * vor einiger Zeit zu den Bedürfnissen des Staates beigesteuert, darf nicht unerwähnt bleiben. Leider hat der Krieg mit Buenos-Ayres unendliche Summen verschlungen und noch größere vielleicht wird der Rachekrieg mit Dom Miguel und dessen Helfern aufzehren. Die Staatsschuld, welche bisher 30 Millionen Cruffaden betrug, ist durch die Constitution gewährleistet*).

Wir enthalten uns hier am Schlusse aller fernern Betrachtungen über Brasilien, dessen Lage und auswärtige Verhältnisse, über den Kaiser und dessen persönlichen Charakter. Nachdem die Keime der neuesten Begebenheiten sich entwickelt haben werden, dürfte das Bild klarer, vollständiger und festgezeichneter ausfallen. So viel aber ist gewiß: die Brasilier haben in den Ereignissen der Jahre 1828 und 1829 eine fürchterliche Warnung erhalten, gegen die Umtriebe der Fanatiker, wie der Anarchisten gleich sehr auf ihrer Hut zu seyn; sie haben erkannt welch' Schicksal vielleicht auch ihnen, ohne Dom Pedro's Besitz, mit der Zeit bereitet worden wäre, und sie haben alle Ursache mit ihrem eigenen Verfahren, wie mit dem System ihres humanen und großgesinnten Monarchen zufrieden zu seyn. Die Vorsehung läßt von Zeit zu Zeit Caligulas und Dom Miguels wohl nur zu dem Ende erstehen, um die Völker zu züchtigen, welche die guten Herrscher mißhandelt haben, und um den Gewaltigen zu

*) Lips a. a. O.

zeigen, wie abscheulich in der Anwendung und wie gefährlich dem Ansehen des Königthums jene Grundsätze sich ausnehmen, welche von den unverbesserlichen Anhängern des nimmer in seiner frühern Allgemeinheit wiederkehrenden Alten, mit so blutiger Heuchelei für und für noch angepriesen werden.

„Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit;
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue siegt, das Alte ist verschwunden."

Quellen und Materialien

zur

Geschichte und Statistik von Brasilien.

Ueber die ältere Zeit vergleiche das Quellenverzeichniß zur Geschichte von Portugal. Zu diesem kommen besonders noch die Werke von Raynal, Clef, Wagenaar u. s. w.

Ueber die neuere Zeit:

Buchholz, Geschichte der europäischen Staaten.

Venturini, Geschichte der spanisch-portugiesischen Thronumkehr.

— — Chronik des 19. Jahrhunderts.

Münch, Geschichte des Repräs. Systems in Portugal.

Pölitz, die Staatensysteme Europa's und Amerika's.

v. Schäfer, Brasilien als unabhängiges Reich.

Hahn, Brasilien wie es ist.

Caldcleug, Reisen in Südamerika 1819 — 1821.

Lips, Statistik von Amerika.

v. Weech, Brasiliens gegenwärtiger Zustand und Colonialsystem.

Rivinus, Atlantis.

Röding, Columbus.

Allgemeine politische Annalen (Cotta). Neueste Staatsakten.

Pfeilschifter, Staatsmann.

Endlich die wichtigern englischen, deutschen und französischen Zeitungen.

Ueber das Innere des Landes vergleiche die wichtigen beschreibenden Werke von A. v. Humboldt, Spix und Martius, Prinz Max v. Neuwied, Langsdorf ꝛc. Ueber die Literatur des Landes das vor einiger Zeit erschienene Résumé de la literature brasilienne et portugaise, welches zu spät uns zu Gesicht gekommen, als daß wir es noch hätten benutzen können.

DUE DEC 20 '33